Du

SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT NR. 3 MÄRZ 1946 FR. 2.50

Ihr blühendes Aussehen

verdanken Tausende von Frauen der täglichen Pflege mit

HYGIS

Crème, der milden, weichschäumenden Hygis-Seife und dem blütenzarten Hygis-Puder. Crème Fr. 1.65/2.75, Seife Fr. 1.10, Puder Fr. 1.-, /1.75 zuzügl. Steuern.

CLERMONT ET FOUET

CF

Du

Schweizerische Monatsschrift März 1946 Nr. 3 6. Jahrgang

Vorwort *von Walter Robert Corti* 4

Heinrich Zangger, *von Prof. Dr. Hans Fischer* 7

Alkoholprobe. *Farbphoto von Werner Bischof* 11

Die Silikose. *Röntgenbilder* 13

Menschlicher Foetus. *Farbphoto* 14

Medizin, Menschlichkeit, Politik, *von Prof. Dr. Max Huber* 15

Das Antlitz des Menschen. *Gedicht von Karl Gerold* . . . 18

Buchenwalde. Zeichnungen eines Knaben.
Text von Charlotte Weber 19

Der Mensch im Gefahrenfeld der Masse,
von Walter Robert Corti 23

Aus den Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge,
von Rainer Maria Rilke 27

Katastrophen 28

Holland 1940—1945. *Mit 12 Photos von Cas Oorthuys und Emmy Andriesse* 30

Gefahr und Gefährdung in der Erziehung,
von Dr. Elisabeth Rotten 43

Tödliche Kinderunfälle, *von Prof. Dr. Fritz Schwarz, Direktor des Gerichtlich-medizinischen Instituts in Zürich* . . 44

Der berufsgefährdete Mensch, *von Prof. Dr. F. Zollinger* . 45

Der Kampf der Serapis, *von Herman Melville* 48

Wenn Gefahr droht, *von Ernst Hunziker* 55

Der Gipfel des Ruhms, *von Robert Fontaine* 57

Walter Linsenmaier: Kerze und Nachtfalter

Der Totenkopf (Acherontia atropos L.) gehört zu unsern markantesten Dämmerungs- und Nachtschmetterlingen. Seine große Raupe nährt sich von den Blättern der Kartoffelstauden; manche der Falter fliegen aber direkt vom Süden über die Alpen zu uns. Der düsterschöne Falter saugt den Süßsaft wunder Bäume und ist ein tollkühner Honigräuber. Bei seinen Einbrüchen in die Bienenstöcke wird er gelegentlich von deren Insassen getötet. — Der Künstler zeigt den Nachtschwärmer, wie er beim Flug zu den Honigwaben in den Bann einer Kerzenflamme geriet, sich daran verbrannte und abstürzte. So enthält das Gemälde eine Allegorie der Gefahr, auch wir suchen das Süße und Lockende und stürzen auf dem Wege, es zu erreichen.

Aus dem Inhalt der April-Nummer

•

FRÜHLING DES LEBENS

mit einer Reihe farbiger und schwarz-weißer Photos aus dem Tier- und Pflanzenreich. Text von Prof. Ad. Portmann

•

Wie der Bildhauer Karl Geiser photographiert

•

VINCENT VAN GOGH

Einige seiner schönsten Bilder und Zeichnungen in farbiger und schwarz-weißer Reproduktion

•

VOYAGE EN SUISSE

Eine Folge humoristischer Lithographien des jungen Doré

•

Cécile Ines Loos: «Jehanne und ihr König» (aus einem unveröffentlichten Jeanne d'Arc-Roman). Max Voegeli: Dora, eine Papageiengeschichte. P. Chang: Von koreanischen Volkssitten. Emmy Ball-Hennings: Hugo Balls Frühling. Der englische Dichter Charles Morgan über «Pascal und unsere Zeit»

•

HIER SCHREIBT DER LESER

..., den 17. Januar 1946

Sehr geehrte Herren. Als begeisterte Abonnentin Ihrer schönen Zeitschrift erlaube ich mir, Sie anzufragen, ob Sie für einen tierärztlichen Beitrag in Ihrer Kuh-Nummer Interesse hätten. Ich bin Frau eines Waadtländer Tierarztes und amte öfters als Assistentin, besonders bei der sogenannten Fremdkörperoperation, die mein Mann mit großem Erfolg ausführt. Diese ist in vielen Gebieten der Schweiz noch ganz unbekannt. Früher waren Kühe, die Nägel, Draht usw. verschluckt und dadurch am Fressen und Wiederkauen behindert wurden, zum Schlachten verurteilt, da der Fremdkörper leicht durch die Pansenwand hindurch in Organe wie Leber, Herz usw. eindringen kann.

Diese Operation ist für Laien von großem Interesse. Sie wird jeweils direkt im Stall ausgeführt, die Kuh bleibt dabei stehen und wird nur lokal betäubt. Der Tierarzt dringt dann nach Oeffnung der Bauchwand mit dem ganzen Arm in die Magenhöhle des Tieres ein, um das störende Objekt (meistens mehrere) zu entfernen, worauf wieder zugenäht wird.

Könnte vielleicht einer Ihrer Photographen einmal bei einer solchen Operation Aufnahmen machen?

Für viele wäre es gut, kennenzulernen, wie der Tierarzt oft unter primitivsten Umständen, manchmal bei Taschenlampenbeleuchtung, improvisiertem Instrumententisch und neugieriger Zuschauermenge seine Künste ausführen muß.

Bitte, lassen Sie mich wissen, falls Sie eine Photo mit Erläuterungen in Ihrer Kuh-«Du» erscheinen lassen wollen. Indessen begrüßt Sie mit vorzüglicher Hochachtung *Frau L. B.*

Berichtigung. Der Name des Kunstmalers Otto Tschumi wurde leider im Artikel «Panorama der jungen Schweizer Malerei» in unserer Februar-Nummer mit y statt mit i geschrieben.

Du

Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.
Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, ist nur mit ausdrücklicher Bewilligung gestattet.
Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 251790.
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29.
Insertionstarif auf Verlangen.
Abonnement jährlich Fr. 24.—, Ausland Fr. 32.—, Einzelheft Fr. 2.50.
Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Post oder vom Kiosk.

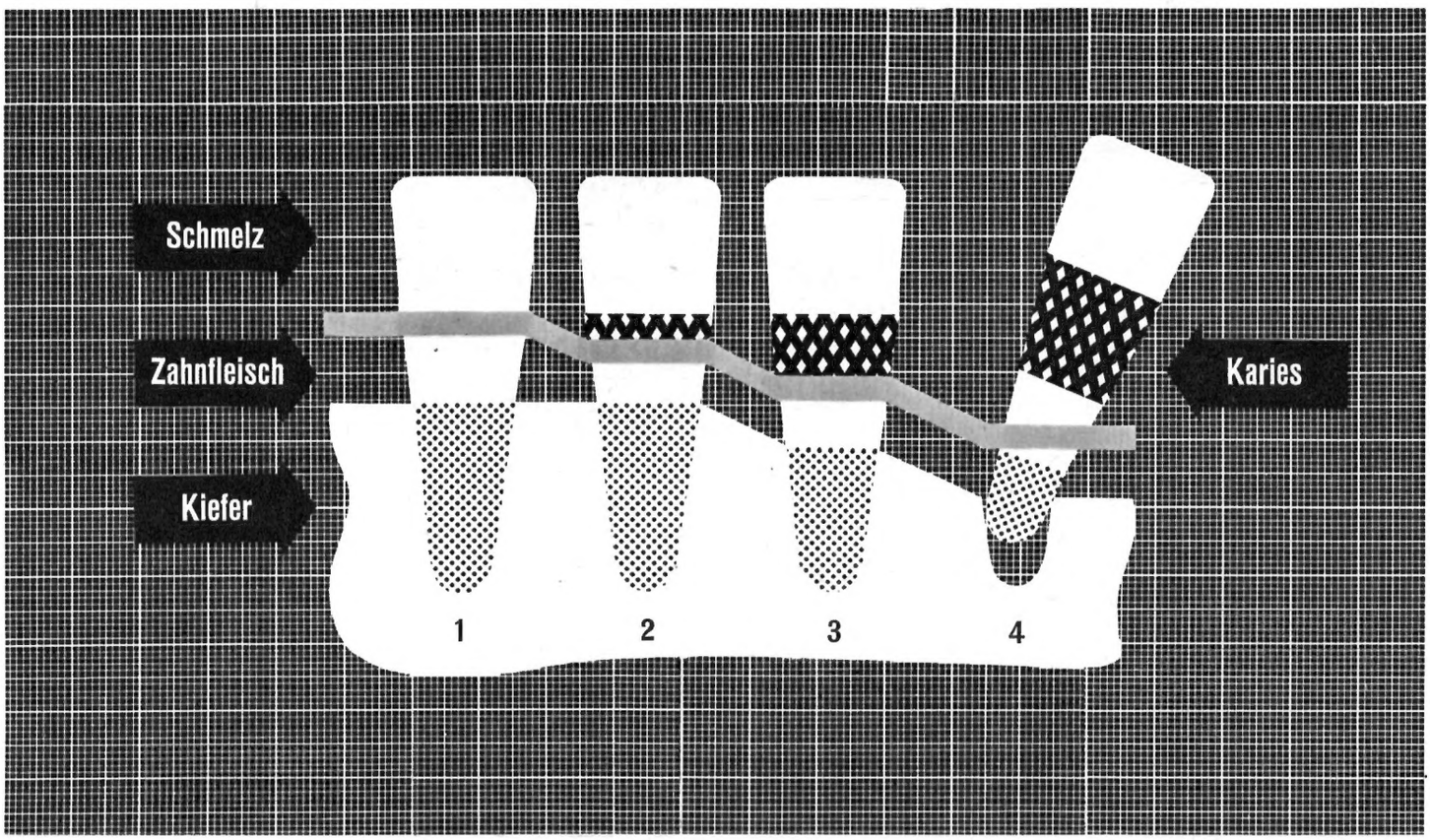
VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH

Morgartenstraße 29 Telephon 251790 Postcheck Konto VIII 3790

A GENÈVE DEPUIS PLUS DE 150 ANS

JEZLER
ECHT SILBER

Die Zahnbürste kann das Schicksal Ihrer Zähne bestimmen



1 *Gesunder Zahn. Zahnfleisch überdeckt das Ende des Zahnschmelzes. Zahn steckt fest im Kiefer.*

2 *Durch Entzündung geht das Zahnfleisch zurück. Zahnhals liegt bloß. Es bildet sich eine Karies.*

3 *Die Karies wird größer. Das Zahnfleisch geht weiter zurück. Der Knochen beginnt zu schwinden. Das Alveolarfach wird größer.*

4 *Das Zahnfleisch und der Knochen schwinden weiter. Die Karies wird größer. Der Zahn lockert sich und fällt aus.*

Vom Wunsche beseelt, schöne Zähne zu besitzen, bürsten viele Menschen ihre Zähne täglich kräftig und ausdauernd. Und doch haben sie eines Tages eine Zahnkrankheit, die schlimmer ist als Zahnbelag — die Paradentose. Paradentose heißt: Das Alveolarfach erweitert sich, das Zahnfleisch geht zurück, der Knochen schwindet, die Zähne fallen aus. Gefördert wird Paradentose — unter anderem — durch Verletzung des Zahnfleisches mit unzweckmäßigen Zahnbürsten. Struppige, abstehende Borsten stechen und kratzen das Zahnfleisch auf und rufen kleine Wunden hervor, die zu Entzündungen führen und die Entstehung der Paradentose fördern. Paradentose ist in der Schweiz so häufig, daß von einer eigentlichen Volksseuche gesprochen werden kann.

Tek, die von amerikanischen Wissenschaftern entwickelte Zahnbürste, hat Nylonborsten. Das sind Borsten, die nicht abstehen, die sich nicht zerdrücken, die während einer fast unfaßbar langen Zeit tadellos bleiben. Zudem ist der Tek-Bürstenkopf genau nach den Maßen und der Form des menschlichen Zahnbogens ausgebildet. Mit Tek-Nylonborsten wird man sich nie verletzen, mit dem Tek-Bürstenkopf wird man seine Zähne besser reinigen als je zuvor.

Nehmen Sie einmal Tek in die Hand — in diesem Moment werden Sie begreifen, welch großer Fortschritt hier erreicht worden ist. Fr. 2.50 medium/hard.

★ *Haben Sie sehr eng stehende Zähne, so reinigen Sie die gefährlichen Druckstellen zusätzlich mit New-Era-Zahnseide. Sie werden manchen Zahn gesund erhalten können.*

Nur Tek ist

JOHNSON & JOHNSON INTERNATIONAL

Photo E. A. Heiniger

Zu unserm Thema: Der gefährdete Mensch

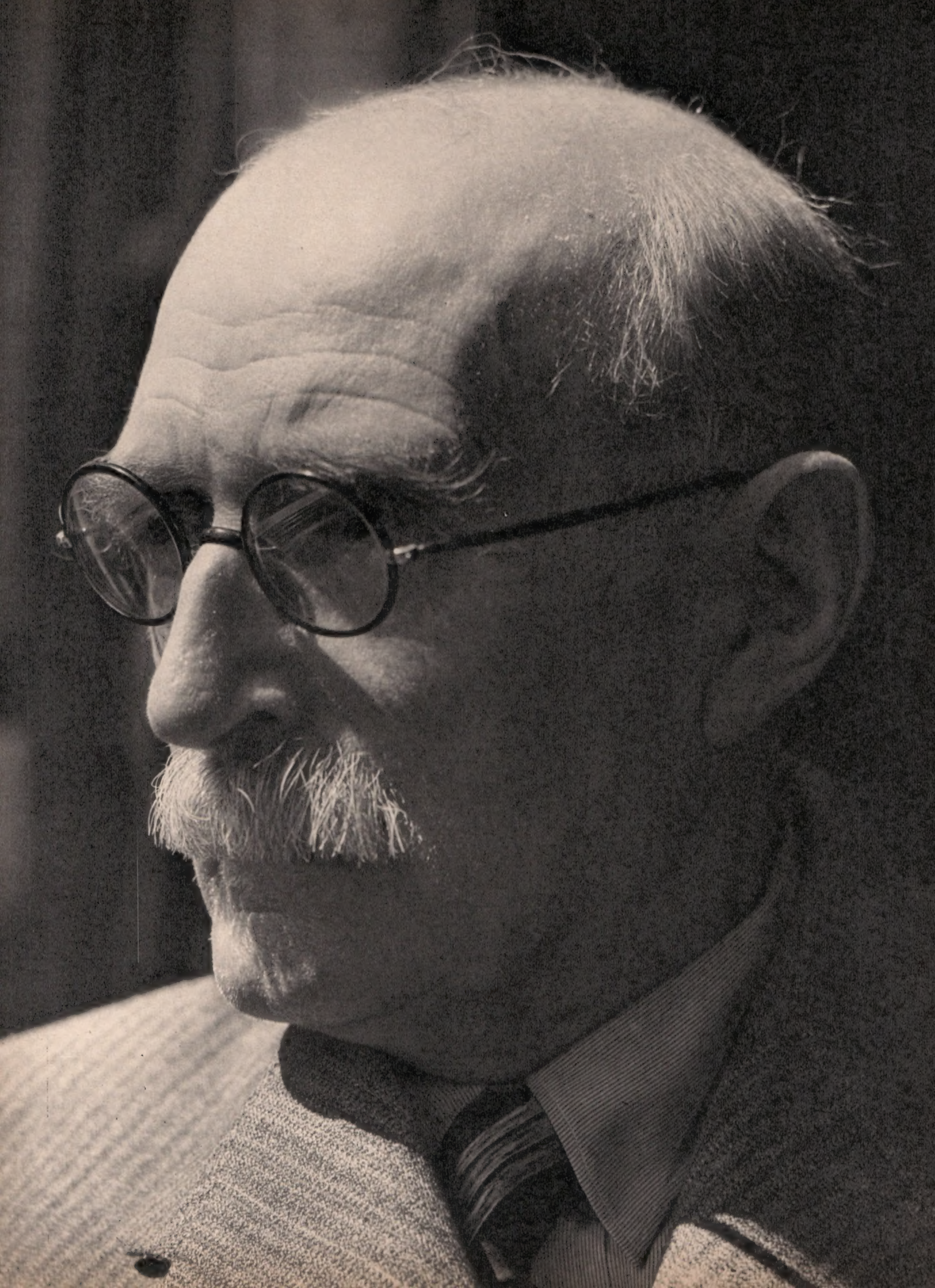
In seinen ersten Semestern durchwandert der junge Medizinstudent die großen Gesetzreiche der Physik und Chemie, lernt sorgsam die bunte Formenfülle der Pflanzenwelt und die Lebensrätsel der Tiere, seiner älteren Brüder, kennen. So vorbereitet, öffnen sich ihm dann die Pforten der Anatomie, wo er nun ehrfürchtig das Freiheitserbe ernster Geisteskämpfe antritt: mit Skalpell und Sonde zerlegt er den Wunderbau des menschlichen Leibes und spürt seinen Funktionen nach. Hat er sich in diesen grundlegenden Kenntnissen genügend ausgewiesen, so beginnt mit den klinischen Semestern das eigentliche ärztliche Studium. Jetzt führen ihn seine Professoren zum Bett des Kranken selbst. Da liegt ein kleiner Bub mit Fieberaugen und einer Diphtheriediagnose. Ein blühendes Mädchen, das eines plötzlichen Bluthustens wegen in die Klinik kam. Ein Arbeiter, der vom Gerüst stürzte und sich den Arm brach. Er sieht viel Not, viel Kummer, Sorge, Verzweiflung und Leid. Kaum daß wir unseres Daseins ersten Kreis beginnen, drohen uns offene und versteckte, faire und heimtückische Gefahren. Oft spielt der Mensch mit ihnen, öfters spielen sie grausamer mit ihm. Unser Dasein ist immer gefährdet und wird es immer sein. Aber dem Menschen ist es gegeben, die Gefahren zu erkennen und sie dort zu bannen, wo sie den Sinn seines Daseins zerschlagen.

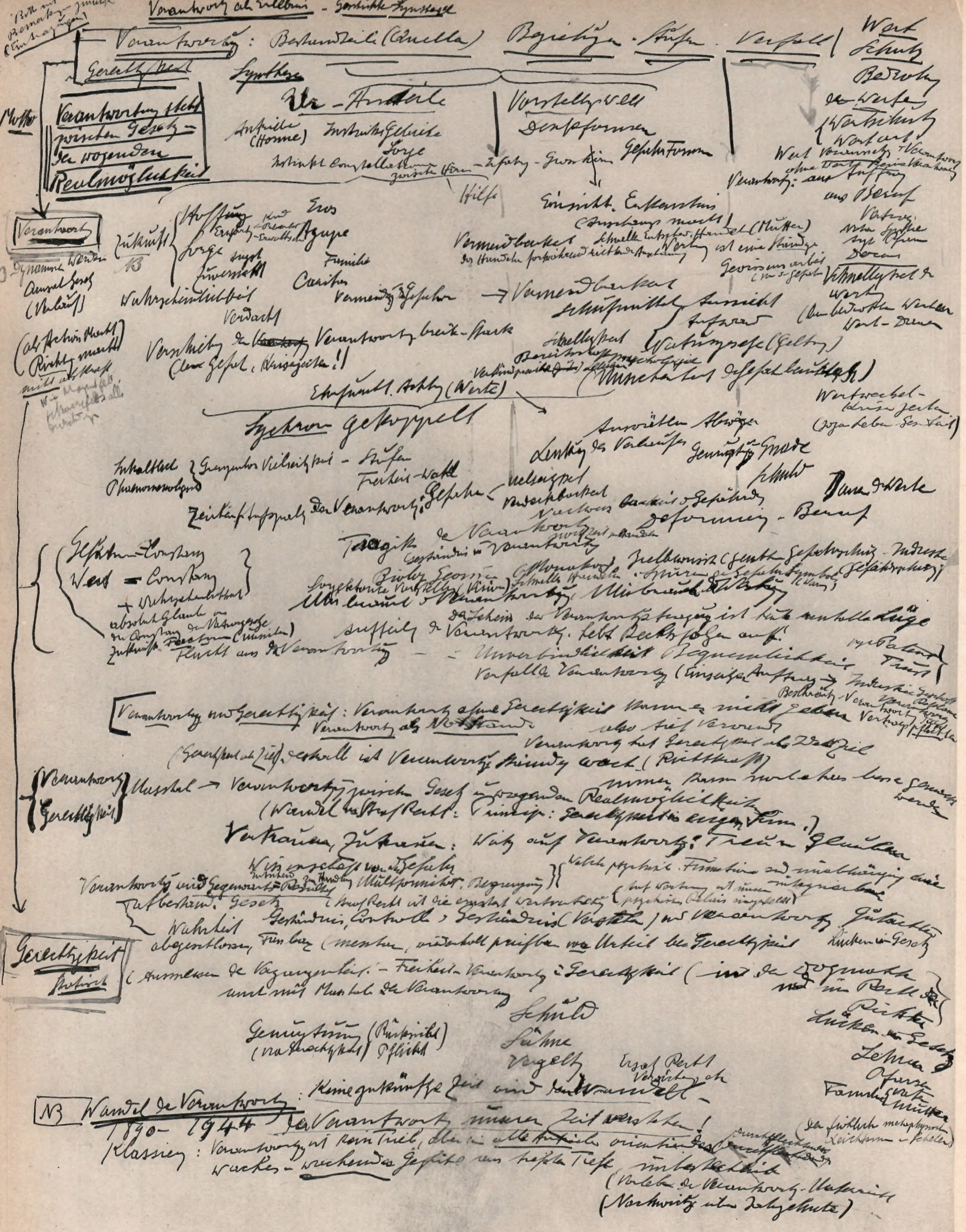
Der junge Student muß sich an viel Schweres gewöhnen, ohne daß er darin stumpf werden darf, an die Bitterkeit auch des fremden Sterbens, an die Grenzen unserer Hilfe, an die verworrene Nachtseite des Gemütes, an die stumme Majestät des Todes. Kein Fach seines Lernweges mutet ihm darin so viel zu wie die gerichtliche Medizin. Bisher sah er den kranken Menschen, hier begegnet ihm der schuldige, der Täter und sein Opfer. Wer an einer Mittelohrentzündung oder einem Darmkrebs erkrankt, der ist nicht «schuld» daran, und es wird ihn auch niemand deswegen bestrafen wollen. Anders aber steht es mit dem Mörder aus Rache, dem fahrlässigen Töter aus Betrunkenheit, dem Geschlechtsabnormen, der sich an Kindern vergeht, dem Fabrikanten, der Putzmittel vertreibt, auch wenn er weiß, daß sie Giftstoffe enthalten. Gegen sie alle muß die Gesellschaft in ihrem eigensten Interesse vorgehen. Und hier setzt die Arbeit der gerichtlichen Medizin ein. Sie dient der Rechtspflege, sie hilft dem Richter bei seinen Entscheidungen über die Straftaten, welche sich gegen das menschliche Leben selber richten. Sie sucht die medizinische und psychologische Seite des Falles klarzustellen. Dabei bleibt der Arzt der Helfer und wird nie zum Richter selbst. Aber in der Ueberschneidung der beiden Sphären nimmt nun auch der Richter an den Einsichten des Arztes teil. Er erkennt die biologische Basis der Schuld, die Schau des Arztes beeinflußt die seine: Medizin und Recht wachsen immer mehr zu einer Einheit zusammen. Immer deutlicher stellen sich die sozialen und sozialpsychologischen Bedingtheiten von Krankheit und Schuld dar. Es werden keine Hexen mehr verbrannt, man bringt schizophrene Frauen heute in eine Nervenheilanstalt. Dennoch leben die Triebe und Bedürfnisse nach dem brennenden Scheiterhaufen selber schwelend weiter und schießen in furchtbaren Eruptionen hoch. Es gehört zur geschichtlichen Mission der gerichtlichen Medizin, daß sie den Horizont des Arztes ins Soziale und Menschheitliche erweitert. Es gilt nicht nur, den kranken Einzelnen zu sehen und ihn zu heilen, sondern die ihn umfassende Gemeinschaft, die ihn trägt und die er trägt. Es gilt, die Krankheiten zu verhüten, die jeden von uns befallen können, nicht nur die bakteriellen Seuchen, sondern auch die chiliastischen Psychosen der Masse. Der kommende Mensch wird seine Gesundheit Aerzten verdanken, denen er vielleicht nie in seinem Leben begegnet. Diese Staats- und Sozialmediziner, die mit den Gesetzgebern zusammenarbeiten, werden auch in der Prophylaxe der individuellen, vor allem aber der kollektiven Verbrechen neue Wege gehen. Man kann die Sühne eine Heilung der Schuld nennen, wer aber die Schuld verhütet, wird auch die Strafe verhüten. 1924 hat das Genfer Völkerbundsprotokoll zum erstenmal den Krieg als ein internationales Verbrechen bezeichnet. Ebenso kommt dem Nürnberger Prozeß eine unabsehbare Bedeutung zu. Alle Anfänge sind schwer. Wer heute im Clipper über den Ozean fliegt, mag den kleinen Segler des Columbus belächeln. Ohne die Vision und den Mut des Genuesen wäre sein sicherer Flug nicht möglich.

Wem das Glück beschieden war, an der Universität Zürich den Gerichtsmediziner Heinrich Zangger seinen Lehrer nennen zu dürfen, dem sind über konkreten Fällen der gerichtsmedizinischen Praxis Ausblicke eröffnet worden, die das künftige Leben der Nation und der ganzen Menschheit neu gestalten können. Zangger ist einer der universalsten und menschlichsten Menschen unseres Volkes. Was ihm vorschwebte und was er in zäher, genialer Pionierarbeit immer wieder aufzubauen versuchte, ist eine umfassende Wissenschaft von der Gefahr. Ihm ist es gnadenhaft gegeben, die vielschichtigen Zusammenhänge der menschlichen Gefährdung in eine Schau zusammenzufassen, wobei er Sein und Sollen unmißverständlich miteinander verbindet. Aeußere Maßnahmen allein schützen den Menschen nicht. Der segenbringende Gebrauch der Mittel und Einrichtungen vermag ihren dämonischen Mißbrauch nicht zu verhindern. Das kann allein der verantwortliche und liebende Mensch, dem alles Dasein als ein unergründlicher Born immer neuer Sinngestaltung erscheint. Verstehen heißt, an die Stelle des andern treten und für ihn dort stehen, ihn verstehen. Verantworten heißt, an die Stelle des andern treten und für ihn antworten. Die große Einheit von Zanggers Leben und Lehre ruft immer wieder zur Verantwortung auf, daß die Verantwortlichkeit in uns allen wachse und die Mündigen für die Unmündigen eintreten und für sie richtig antworten, wenn sie es selber nicht können. Einmal werden die liebenden und verantwortlichen Kräfte im Bunde mit den wahren Wissenden die Führung in allen menschlichen Dingen erobern — das ist die nie versiegende Hoffnung aller Zeiten und Völker.

Unser Heft will vom Wesen und Wirken eines Garanten dieser Hoffnung und von den weiten Gegebenheiten seines Kampfes erzählen.

Walter Robert Corti





Entwurf zu einer Schrift über die Probleme der Verantwortung von H. Zangger (Faksimile)

Heinrich Zanggers Geburtshaus in der Wanne bei Bubikon. Aufnahme aus den Jahren um 1900.

Anläßlich seines siebzigsten Geburtstages ernannte ihn seine Heimatgemeinde zu ihrem Ehrenbürger

HEINRICH ZANGGER

Von Hans Fischer

Heinrich Zanggers früheste Umwelt war die alteingesessener Bauern des Zürcher Oberlandes. Im Hof «zur Wanne» kam er am 6. Dezember 1874 als einziges Kind seiner Eltern in Bubikon zur Welt. Der hochbegabte Knabe hat den menschlichen und naturhaften Reichtum seiner bäuerlichen Heimat voll in sich aufgenommen. Von seinem Schlafzimmer aus sah er das kleine Dorf vor sich, in der Tiefe nach Osten dann den immer wieder in anderer Farbstimmung erscheinenden Säntis. Das erdnahe Leben des Hofes hat sein eigenes Leben erdnah gestaltet. Auf dem Pferd ritt er zu all seinen Besorgungen ins Dorf; Tiere sind ihm zeitlebens treueste Kameraden geblieben.

In dem scheuen, sensiblen Buben mit dem außergewöhnlichen Gedächtnis arbeitet aber auch eine mächtige, schöpferische Phantasie. Früh interessieren ihn technische Probleme, er konstruiert sich eine Sonnenuhr und staunt nächtlich dem majestätischen Kreisen der Sterne nach. Das Ritterschloß bringt ihm die unabsehbare Welt der Geschichte näher. Früh schon zeigt sich ein Grundzug seines Wesens: nicht nur schauen und begreifen, sondern eingreifen, helfen. Der Siebenjährige erlebt 1881 die Wirkungen des Bergsturzes von Elm. Er sieht, wie Dachteile noch herausragen; als er hört, daß auch Kinder verschüttet sind, ruft er aus: «Grabt sie doch hervor, es sind ja genug Männer da!»

Schwere Erkrankung läßt seine Begabung im Malen und Zeichnen zur Entfaltung kommen. Eine ländliche Aufführung von Romeo und Julia weckt für immer seine Liebe zum Theater. Dem verwirrenden Reichtum des Daseins begegnet er mit einer ungemeinen Aufnahmebereitschaft. Der einst zum großen Schenkenden wird, ist als Knabe auch fähig, die wahren Geschenke des Lebens voll zu werten. Eine Greisin im Toggenburg lehrt ihn die Harfe spielen, ein Kapuziner auf der Rigi eröffnet ihm die Schätze des Glaubens. Immer wieder lockt das Schöne: der Bauernbub will Maler werden. Aber in seinem Leben sollte sich das Wort Rilkes eigenartig bewahrheiten, daß das Schöne nur des Schrecklichen Anfang ist.

Die nur unregelmäßig besuchte Dorfschule tritt erlebnismäßig nicht in den Vordergrund. Dank seines kritischen Verstandes und seiner auffallenden Kombinationsgabe gelingt dann die Aufnahmeprüfung an das Gymnasium in Zürich. Es wird für den vom Lande hereingeschneiten Bauernsohn eine Leidenszeit; wenn es noch Nacht ist, fährt er schon in die problemreiche Stadt, trotzt und kämpft. Schließlich ziehen aber auch die Eltern nach Zürich. Wieder hält ihn Krankheit lange vom Unterricht fern. Was ihn am Unterricht fesselt, sind Mathematik und Geschichte, später auch Physik und Chemie.

Die Pariser Sorbonne befriedigt den Drang zur Naturwissenschaft und bietet Möglichkeiten für eine Fülle von Erfindungen des technisch hervorragend Begabten. Paris bringt aber auch mannigfache Berührung mit Künstlern: der Traum der Jugend erfüllt sich, die schöpferischen Kräfte regen sich wieder: Bildhauerei und Malen werden aufs neue erprobt. Das Theater bietet ungeahnte Gelegenheiten zu seelischem Erlebnis, bildet den intuitiv begabten Menschenkenner. Aber diese reale Traumwelt vermag den Mann auf die Dauer nicht allein zu halten, dessen helle kritische Scharfsinnigkeit jede menschliche Situation blitzartig erfaßt und dessen immer wache Kombinationsgabe in Erstaunen versetzt.

Seine künstlerische Phantasie weiß die affektgeladenen Situationen der Großstadtwelt ins grotesk-komische bis tief tragische zu steigern: so entsteht jene durch Zangger inspirierte künstlerische «Realistik» des Grand Guignol.

Wanderjahre führen Zangger nach Italien. In Neapel wird er Mediziner, behandelt im Spital Cholerakranke und Messerhelden. Neapel aber bringt die wunderbarste Erfüllung jugendlicher Theatersehnsucht: *Eleonora Duse.* Wer hätte nicht, wie Zangger, sich dem erschütternden Zauber ihres Spieles hingegeben, Abend für Abend? Wie Eleonora erstmals nach Zürich kommt, schreibt Zangger den theaterfüllenden Artikel. — Von Neapel führt der Weg nach Sizilien, wo er den Cardinal Rampolla kennenlernt, den einflußreichen Kirchenfürsten am päpstlichen Hof, der in der großen Welt die menschliche Natur tief durchschaut und mit ihren Schwächen zu rechnen weiß.

Zangger ist Naturforscher, der die echten Probleme sieht. Hineingestellt in die Zeit eines van t'Hoff und Arrhenius, wird er zum Mitentdecker einer neuen stofflichen Dimension, der Welt der Kolloide, jener strukturschaffenden, membranbildenden Molekülverbände, welche als Träger alles Lebendigen eben erst erkannt werden. Zangger findet mit den Weg

zur Erklärung der Membrankräfte und ihrer überragenden biologischen Bedeutung. Von da führen direkte Wege zum Problem der Immunität, der Angewöhnung, der chronischen Vergiftung und damit zur praktischen Medizin. Zangger wird, 23jährig, Professor für Anatomie und Physiologie am Zürcher Tierspital. Und schon ist dieser erstaunliche Mann gleichzeitig auch gerichtlicher Mediziner. Was bedeutet das für Zangger? Für ihn bleibt gerichtliche Medizin nicht ein Spezialgebiet der Kriminalistik, sondern unter seinen Händen wird das Grenzgebiet zwischen Medizin und Recht zu einem systematisch ausgebauten Weg der Gefahrenvermeidung und des Gefährdungsschutzes. Er ist der geborene Prophylaktiker, der geborene Sozialmediziner. Er ist als Vorbeuger und Retter der seinen wahren Beruf verwirklichende Arzt. Zanggers Mission ist in allen Phasen seines ungeheuer reichen Lebens bis heute Dienst am Menschen durch Vermeidung und Beseitigung von Gefahren geblieben. An Aufgaben fehlt es nicht, fehlte es gerade auf den Gebieten nicht, welche Zanggers Leben ausgefüllt haben: die Pflege und der Ausbau lebendiger Beziehungen zwischen Medizin und Recht.

Zanggers Lebenswerk liegt *ein* zentraler Gedanke zugrunde: die tiefe Ueberzeugung, daß Einsicht in das Wesen der naturwissenschaftlich erkennbaren Gefahren, besonders in die vom Menschen durch die

Zangger als achtjähriger Bub zwischen seinen Eltern

Technik geschaffenen, dem Menschen auch die Mittel in die Hand gibt, Gefahren mit derselben naturwissenschaftlichen Einsicht und Sicherheit zu vermeiden. Wie ein Symbol seiner gesamten Lebenstätigkeit leuchtet die Rettungsaktion bei der Bergwerkskatastrophe von Courrières (1906) vor uns auf. Von Paris aus treibt ihn die Grubenkatastrophe an den Unglücksort, welche schon 1300 Menschen das Leben gekostet hat. Die staatliche Rettungsaktion wird als aussichtslos abgebrochen. Zangger erzwingt ihre Wiederaufnahme. Es werden noch über 100 Bergleute gerettet, darunter 28, die 25 Tage unter der Erde eingeschlossen waren und noch leben. Einer wird noch am 30. Tage lebend aufgefunden. Ist das nicht eine erschütternde Erfahrung, welche für die Rettungsorganisation bei allen künftigen Katastrophen zu wissen entscheidend ist? Drohen nicht auch bei uns Großkatastrophen?

1915 ereignet sich die Zelluloidkatastrophe in Mümliswil. Zangger ist da, organisiert die Rettung und gibt Richtlinien für die Verhütung künftiger Explosionen, die vorbildliche Geltung erlangen für die ganze von Zangger erst eigentlich geschaffene *Katastrophenmedizin.*

Eine besondere Sorge bedeutet für ihn der Rickentunnel. Bei Föhnwetter ist die Luftzirkulation schlecht; den von Dampflokomotiven geführten Zügen droht die Gefahr, daß sie stehenbleiben, weil die Maschine zu wenig Sauerstoff bekommt. So entstehen giftige Gase, besonders Kohlenoxyd. Zangger weiß das, geht an bedrohlichen Tagen

Neapel 1897

immer wieder hin, warnt, beantragt die Elektrifikation. Doch schon ist 1926 das Unglück da, genau so, wie er es vorausgesagt hat: der Zug bleibt stecken, das Zugspersonal kommt durch Vergiftung um.

Der *Gefährdungsschutz* kennzeichnet Zanggers ganzes Wirken: wie kann Gefahr vermieden werden? Gefahr für den irgendwie durch die modernen Kräfte der Industrie bedrohten Arbeiter, Gefahr für den Straßenpassanten, Gefahr für das Kind durch unvorsichtig aufbewahrte Gifte, Gefahr für das werdende Kind, welches der Laienabtreibung zum Opfer fällt, Gefahr für den Autofahrer durch Kohlenoxyd, Gefahr durch Elektrizität im Haushalt, Gefahr durch psychisch Abwegige, Selbstmordgefahr beim Jugendlichen, Gefahr durch Alkohol, durch Rauschgifte, die Gefahren der sexuell Unerfahrenen. Dazu die Verhütung der Massenkatastrophen durch Explosionen in Bergwerken und Fabriken, durch Gasaustritte in Tunnels und Verwandtes mehr.

So entstehen ganz neue Gebiete der sozialen Medizin, so baut er den medizinischen Gefährdungsschutz bis an die Grenzen ihrer jeweils technisch möglichen Verwirklichung aus, gestützt auf klare Rechtsgrundlagen, welche auch vielfach erst neu zu schaffen sind. Sein Wirken umfaßt Arbeits- und Staatsmedizin, umschließt die medizinischen Aufgaben des Zivil- und Strafgesetzbuches und das ganze weite Gebiet der Versicherungsmedizin, den medizinischen Gefährdungsschutz in Industrie, Landwirtschaft und Haushalt.

Wie ist Zangger als Lehrer? Die gerichtliche Medizin ist eine Wissenschaft, welche man erleben muß. Die Unglücksfälle, den Tod in jeder Form, alles zeigt Zangger seinen Studenten: den vom vorschriftswidrig erstellten Baugerüst abgestürzten Maurer, die an der Laienabtreibung durch Luftembolie zugrunde gegangene Mutter, den im Bad durch Berühren der Glühbirnenfassung elektrisch Getöteten, den Leuchtgastod in der Waschküche, den Kohlenoxydtodesfall in der Garage, die vielen Arten des Selbstmordes, den Mörder und sein Opfer — alles läßt er seine medizinischen und juristischen Studenten anschaulich miterleben, lehrt sie sehen und aus dem Gesehenen Schlüsse ziehen. Jede kleinste Einzelheit, welche zur Erkennung der Todesursache, zur Rekonstruktion des Unfalles, des Selbstmordes, des Mordfalles beiträgt, wird beachtet und durch eine glänzende Kombinationsgabe die Gesamtsituation wiederhergestellt.

Das ist gerade das Große an seiner Leistung: die Analyse des Einzelfalles, geleitet durch erstaunlich umfassende physikalische, chemische, biologisch-medizinische und psychologische Kenntnisse und Erfahrungen, welche dank dem außergewöhnlichen Gedächtnis in jeder Situation spontan zur Verfügung stehen, diese Analyse führt zur Aufdeckung eines Gefährdungstatbestandes, dem Zangger sogleich die allgemeine Bedeutung abgewinnt. Es ist, wie wenn bis dahin eine versteckte Gefahr geschlummert hätte und durch Zangger aufgeweckt, nun plötzlich allen sichtbar ins Bewußtsein träte. Wieviel menschliche Unzulänglichkeit der Fahrlässigkeitsschuld auch im einzelnen Fall

Im chemischen Laboratorium an der Sorbonne in Paris 1902|03

zugrundeliegt — für ihn ist bei aller Schwere des schuldhaften Ereignisses die Vermeidung zukünftiger Gefahr das Entscheidende, Versöhnende. — Und wie oft wirkt gerade dies beim Einsichtigen wie eine Erlösung von Schuld, welche dann auch die Strafe leichter macht. Zangger sieht überall neue rechtlich-medizinische Probleme, entdeckt immer wieder neue technische Gefahren, besonders in der unanschaulichen Form neuer chemischer, elektrischer und Strahlungsgefahren. Dieses Ringen mit solchen versteckten Gefahren nimmt einen weiten, Raum in seinem Leben ein. Mühsam erkämpfte große Erfolge bleiben nicht aus. Aber der Einsatz der ganzen Persönlichkeit, und wie oft auf Kosten der vielfach bedrohten Gesundheit, ist nötig, um an so vielen Gefahrstellen zum Rechten zu sehen. — Das Zürcher gerichtlich-medizinische Institut wird weltbekannt. Gelehrte höchsten Ranges und fortschrittlich gesinnte Staatsmänner und Juristen eilen nach Zürich, um sich bei Zangger über Fragen des medizinisch-technischen Gefährdungsschutzes Rat zu holen, oder um seine Ansichten über die medizinischen Aufgaben der Rechtspflege kennenzulernen. Sein Ruf dringt früh nach England, nach Amerika, nach Deutschland. Eine Berufung nach Berlin (1928) hat zum ausdrücklichen Ziel die Reorganisation des gesamten gerichtlich-medizinischen Unterrichtswesens. Zangger verbringt viele Wochen in der heute so schwer geprüften deutschen Hauptstadt. Auch dort fliegen ihm, wie überall, wo er wirkt und lehrt, die Sympathien zu. Wesen und Wirken sind bei ihm eins — deshalb die durchdringende, fast unwiderstehliche Ueberzeugungskraft. Der Verzicht auf Berlin fällt nicht leicht, gesundheitliche Gründe führen schließlich zum ablehnenden Entscheid.

An Ehrungen fehlt es nicht: Hamburg, Frankfurt, die Eidgenössische Technische Hochschule zeichnen den gefeierten Gelehrten mit dem Ehrendoktor aus.

Der erste Weltkrieg bricht herein und wird der brutale Lehrmeister

Plastik aus dem Jahre 1944, angefertigt von seiner Tochter Gina

Rom 1935: Im Gespräch mit Senator Prof. Oppolenghi, dem Gerichtsmediziner in Rom. Links Prof. Dr. Hans Fischer

An einer medizinischen Tagung 1935 im Gespräch mit dem Physiologen Prof. A. Fleisch

Der quantitative Alkoholnachweis. Das Bild rechts zeigt die Destillationseinrichtung für Organe; im vorliegenden Fall ist es das Gehirn. Die Destillation des Blutes geschieht in grundsätzlich gleicher Weise. Die eigentliche Bestimmung des Alkohols erfolgt im Destillat nach einer chemischen und einer optischen Methode. Die drei Kölbchen im Vordergrund des Bildes zeigen die verschiedenen Stadien der Maßanalyse (Titration). Der Alkoholnachweis ist an den gerichtlich-medizinischen Instituten die häufigste Bestimmung geworden. Er gibt uns an, wieviel Alkohol im Organismus eines Menschen zu einem bestimmten Zeitpunkt vorhanden war. Man schließt daraus, welche Mengen ungefähr konsumiert wurden, kann die Auswirkung abschätzen, wobei angenommen wird, der Untersuchte gehöre zu den Trinkfesten. Von größter Bedeutung ist die Alkoholbestimmung bei der Abklärung von Verkehrsdelikten; sie ist nicht nur beim Motorfahrzeugführer, sondern bei allen Beteiligten vorzunehmen. Anfänglich stark umstritten, hat sie sich heute allgemein durchgesetzt und viel dazu beigetragen, den angetrunkenen Fahrer aus dem Verkehr auszuschalten.

Aufnahme im Gerichtlich-medizinischen Institut der Universität Zürich von Werner Bischof

im Gebrauch giftiger Stoffe als Mittel zum Kampf. Die Industrie lernt vom Krieg, die Zahl der industriell verwendeten giftigen Stoffe wird Legion. Zangger tritt für den umfassenden Gefahrenschutz in Wort und Schrift ein und fordert Entschädigung für die noch nicht versicherten gewerblichen Vergiftungsformen durch ihre Gleichstellung mit dem Betriebsunfall. Explosionen von großem Ausmaß deuten drohend auf die wachsende chemische Gefahr: in Bodio explodieren 1921 die Nitrumwerke, Zangger rekonstruiert das enorme Explosionsereignis und macht Vorschläge zur Verhütung. Bei Bellinzona stoßen 1924 zwei Züge aufeinander, einer brennt, verbrennt, weil er mit Gasbeleuchtung fährt. Die Identifikation der bis zur Unkenntlichkeit verkohlten Leichen gelingt. Das Verbot der Gaswagen in der ganzen Schweiz ist die prophylaktische Konsequenz, welche der Bundesrat auf Anregung Zanggers zieht.

Nach dem ersten Weltkrieg werden die Rauschgifte zur gefahrvollen Plage auch bei uns. Zangger als einer der besten Kenner der Materie wird in die Internationale Kriminalpolizei-Kommission gewählt. Seiner Initiative sind wesentliche Formulierungen der internationalen Rauschgiftgesetzgebung, speziell der Opiumkonvention des Völkerbundes von 1936 und wertvolle praktische Anregungen zur Bekämpfung des illegalen Rauschgifthandels zu verdanken.

Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz setzt sich für Gasschutz der Zivilbevölkerung ein. Als Mitglied dieser Institution macht Zangger praktische Vorschläge. Die Durchführung eines in den möglichen Auswirkungen unendlich segensreichen Gefährdungsschutzplanes gelingt nicht; die internationale Regelung und das Verbot der Anwendung der Giftwaffen gegen die Zivilbevölkerung kommen nicht zustande.

Dann bricht, mit größter Besorgnis vorausgesehen, der zweite Weltkrieg herein und zerstört Europas Kultur von Grund auf. Hilfe zu bringen, erscheint bei dem Riesenausmaß der zerstörenden Kräfte fast sinnlos. Und doch steht das Rote Kreuz mit Max Huber, dem Schulfreund Zanggers, an der Spitze da, um dem menschlichen Elend nach Möglichkeit zu wehren. Die Organisation der Hilfeleistungen auf der Grundlage des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz erfordert schier unmenschliche Kräfte und Mittel, die Aufgaben des Komitees wachsen ins Ungemessene. Nun gilt es, alles in den Dienst *einer* Idee zu stellen, der Idee des Roten Kreuzes, welche Hilfeleistung an Kranken, Verwundeten, Verhungernden, von Seuchen Bedrohten, seelisch Gepeinigten bedeutet. Und deren Zahl ist Legion. Das Kriegselend zieht fast die ganze Welt in Mitleidenschaft, und doch gilt es, der Gefahr des Verhungerns, der Seuchengefahr mit allen verfügbaren Mitteln zu begegnen. Zangger setzt die bakteriologischen Institute der ganzen Welt in Bewegung, um Vakzine- und Impfstoffe für den Versand in die seuchengefährdeten Gebiete zu erhalten. Er kann von Genf aus solche Appelle aussenden, weil ihn jedermann kennt, in Australien so gut wie in Südafrika, in Südamerika so gut wie in Schweden, in Ungarn oder der Türkei. Ihm sind Gefahren in keiner Form fremd, er kennt die Kriegsgase, ihren Filter- und Maskenschutz ebenso gut wie die Zeichen des Verhungerns, wie die Gefahren der Kriegsindustrie und des Krieges selbst. Hier steht ein Mann, welcher der Gefahr in ihrem tausendfältigen Aspekt ins Antlitz gesehen hat, welcher ihr durch seinen scharfblickenden Verstand, mit Hilfe seiner außerordentlichen physikalisch-chemischen und biologischen Kenntnisse mit allen verfügbaren Mitteln der modernen Naturwissenschaft, Medizin und Psychologie zu Leibe rückt und sie in ihren hydragleichen Auswüchsen zu meistern versteht. Mit seinem Riesenmaß an Lebens- und Gefahrenkenntnis ist Zangger so zu einem unentbehrlichen Helfer im internationalen Rettungs- und Hilfedienst des Roten Kreuzes geworden.

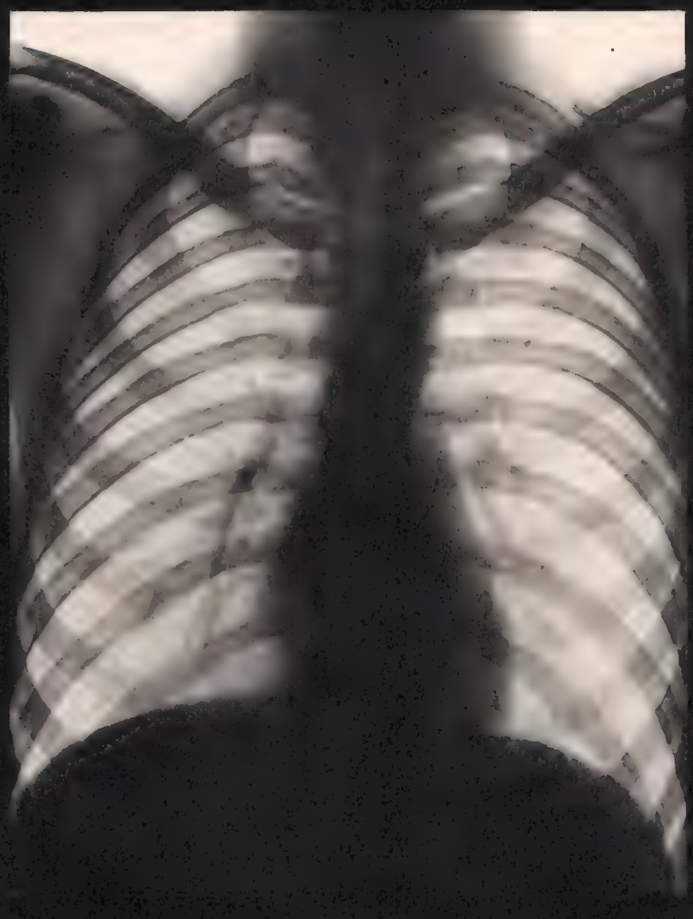
Nur ein starker und zäher Wille findet die Kraft, trotz Not, Tod und Untergang zu helfen. Zangger wächst die Kraft dazu aus einer elementaren Bereitschaft, dem gefährdeten Nächsten beizustehen und läßt ihn in unerschöpflicher Weise helfend wirken. Sein tiefster bewußter Impuls aber ist das *Verantwortungsgefühl* dem bedrohten Leben und bedrohter Gesundheit gegenüber. Um diesen Zentralbegriff kreisen die vielgestaltigen Probleme seines Buches «Medizin und Recht» (1920), in welchem er an einer Stelle sagt: «Das Verantwortungsgefühl hat das gleiche dauernde, starke, ständige Gefühl zum Untergrund, das dem Menschen auch die Fähigkeit zu hoffen gibt, das Gefühl, das bei allen kräftigen Naturen dieser Welt bis zum letzten Atemzug anhält — mit ihm erst endet der Mensch wirklich seine Planetenexistenz als Mensch.»

Daß in unseren Tagen ein Mann wie Heinrich Zangger bei aller Kenntnis um die furchtbaren Abgründe alles Menschlichen ungebrochen und unermüdlich für den Menschen helfend am Werke ist, bedeutet Aufruf und Verpflichtung für jeden, in seinem Kreise nach seinen Kräften dasselbe zu tun. ••

Silikose im Knotenstadium. Langjähriger Mineur

Silikose im Körnerstadium. (Getigerte Lunge, Schneegestöberlunge.) Der Patient war lange Jahre Brecherwart in einem hochquarzhaltigen Schotterwerk

Normales Lungenbild eines jungen Mannes, der wenige Jahre darauf an einer Lungentuberkulose erkrankte



Zur Röntgendiagnose der Silikose *(Vgl. Text von F. Zollinger Seite 15)*

Röntgens großartige Entdeckung hat die Erkennung mancher Krankheiten ungemein gefördert und verfeinert. Die nach ihm benannten Strahlen durchdringen den menschlichen Körper, wobei die Knochen am wenigsten, die luftreichen Lungen am meisten durchlässig sind. Sie ergeben denn auch entsprechend verschiedene Schatten auf dem Film. Auf einer normalen Brustaufnahme sehen wir zunächst den durch die Rippen geformten Brustkorb. Sie gehen beidseits von der Wirbelsäule aus, die in der Mitte erkennbar ist; vor ihr liegt das birnenförmige Herz. Links und rechts davon liegen die hellen Felder der Lungen. Oben verlaufen schräg nach den Schulterhöhen zu die beiden Schlüsselbeine, über ihnen liegen die Lungenspitzen. Nach unten zu wird die bogenförmige Begrenzung durch das Zwerchfell gebildet, welches die Brust von der Bauchhöhle scheidet. Sein durch das Atmen bewirktes regelmäßiges Auf und Ab läßt sich auf dem Röntgenschirm ebenso schön erkennen wie das unermüdlich pulsierende Herz. Rechts unter dem Zwerchfell der dunkle Leberschatten. Viele der krankhaften Veränderungen des Lungengewebes sind auch für den Laien sofort als etwas Auffälliges erkennbar. So etwa die Flüssigkeitsansammlung einer Brustfellentzündung, die Höhlen einer besonderen Form der Lungentuberkulose oder auch der Luftraum des zu Heilzwecken häufig angelegten Pneumothorax. — Unsere Bilder zeigen die Veränderungen bei der Silikose.

MEDIZIN MENSCHLICHKEIT POLITIK

Einige Gedanken über Heinrich Zanggers Wesen und Werk

Von Max Huber

Es gehört zum Beglückenden, ja mit zum Entscheidenden in einem Leben, daß der Mensch den Beruf findet und dem Beruf leben kann, in dem er nicht nur seine besondere Begabung zur Geltung zu bringen, sondern in den er seine ganze Person, sein Herz hineinzulegen vermag.

Dem Berufe des Landmanns eignet etwas von der Universalität der Natur, gegeben durch die innere Verbundenheit des Menschen mit dieser, durch deren Rhythmus und durch die Arbeit in der Familiengemeinschaft.

Fast jeder andere Beruf, auch der gelehrte, führt zu einer gewissen Einengung des Gesichtsfeldes und zum Verzicht auf die natürliche Einheit des Berufslebens und der ganzen Persönlichkeit. Für einen Menschen, bei dem Intellekt wie Gemüt stark entwickelt sind, oder dessen Begabung eine vielseitige ist, bedeuten diese Auswirkungen des Berufes ein schweres Opfer, oft eine Beschattung des ganzen Lebens. Wohl in keinem Berufe ist der Mensch solcher Gefahr ferner als in demjenigen des Arztes. Die medizinische Wissenschaft ist eine auf den Menschen gerichtete Synthese fast aller, nicht nur der biologischen, Disziplinen der Naturwissenschaft; aber sie reicht über diese hinaus durch die Behandlung der seelischen Probleme. Es ist nicht von ungefähr, daß die universalsten Geister, die in unserem Lande erstanden sind, Mediziner waren: Paracelsus, Conrad Geßner, J. J. Scheuchzer, Albrecht v. Haller.

Die Medizin hat indessen einen universalen Zug nicht nur als Wissenschaft, sondern im ärztlichen Berufe weitet sie sich in das Menschliche, Personhafte. Im Kranken hat der Arzt nicht nur ein Objekt wissenschaftlicher Beobachtung vor sich, sondern ein Du, das nur durch ein menschliches Verstehen auch als Kranker erkannt und behandelt werden kann. Dem Mediziner tritt der Mensch jedoch nicht nur als Kranker gegenüber, sondern auch als Gefährdeter, und damit weitet sich der Blick in die sozialen Zusammenhänge. Diese sind letztlich nur zu bewältigen durch planvolle Ordnung der menschlichen Gemeinschaft, durch den Willen, durch Politik im höchsten Sinne.

So gesehen, umfaßt der Beruf des Arztes Bereiche der Wissenschaft, der Menschlichkeit und der Politik und ergreift damit die menschliche Person in ihren drei wesentlichen Aeußerungen: Verstand, Herz und Wille. Wer das Glück hat, Aerzte zu nächsten Freunden zu zählen, erfährt nicht nur, sondern erlebt etwas von deren Beruf. Je nach Anlage und besonderer Aufgabe wird der Akzent beim einen Mediziner mehr auf der einen oder auf der andern dieser Komponenten der menschlichen Person liegen, beim begnadeten Arzte wird nie eine von ihnen fehlen.

Diese Universalität des Mediziners verkörpert sich ganz besonders stark und vertieft in Heinrich Zangger, und zwar sowohl in der umfassenden Kenntnis der Medizin als Gesamtheit und der über diese hinausgehenden naturwissenschaftlichen Disziplinen, insbesondere Chemie und Physik, als auch in der intensiven Erfassung der Aufgabe des Arztes dem Einzelnen wie der Gemeinschaft gegenüber. Diese innere Notwendigkeit, die wissenschaftliche Erkenntnis in den Dienst der Mitmenschen zu stellen, findet bei Zangger ihren Grund in dem zentralen Gedanken der Verantwortung. Aber das Wesen dieses *uomo universale* ist darin noch nicht erschöpft. Zur Erfüllung der ganzen Persönlichkeit tritt hinzu die Verbundenheit mit der schöpferischen Gestaltungskraft des bildenden Künstlers, des Bildhauers und der Drang des Weisen, die Gesamtheit dieser Lebensarbeit aus ihren letzten Tiefen zu erahnen.

Das Leben ist Wachstum, Fortzeugung, anpassende Wandlung und Erhaltung im Gleichgewicht. In sie hinein tritt aus dem Lebensbereiche selber oder als äußerer körperlicher Eingriff toten Stoffes ein Element der Zerstörung und damit Leiden und Verkümmerung und schließlich, wenn der Organismus nicht mehr selber die Fähigkeit zu seiner Erneuerung und Verteidigung besitzt, der Tod.

Menschliche Frucht gegen Ende des dritten Schwangerschaftsmonats. Die befruchtete Eizelle enthält den ganzen Menschen. Sie beginnt sich zu teilen und läßt schon früh die künftige Gestalt erkennen. Unser Bild zeigt einen menschlichen Keim von 8 cm Länge, er ist also hier etwa vierfach vergrößert. Durch Einlegen in besondere Flüssigkeiten werden die Gewebe aufgehellt und allmählich durchsichtig. Auf diese Weise sind die zierlichen Verzweigungen der Blutgefäße zu sehen, die Knochenkerne in Händchen und Füßchen, die Augenlinse, die Wirbelsäule. Zwischen den Beinchen ist die durchschnittene Nabelschnur zu erkennen. Als ein solches Wunderwesen beginnen wir alle, eine sich selber entfaltende, sich selber prägende, organische Form. Die Vorstellung, ein solcher Foetus sei nichts als ein undifferenziertes Fleischklümpchen, dem gar keine rechte Menschenqualität zukomme, ist wissenschaftlich völlig unhaltbar. Gewiß prägen sich im Verlauf der Entwicklung die Formen des Tierreichs in aufsteigender Reihe an ihm aus. Darum aber ist der Menschenkeim doch in keinem Stadium seines Werdens «bloß ein Fisch», den zu vernichten verantwortet werden könnte. Jede Stufe des foetalen Wachstums enthält die Verwirklichungsmöglichkeiten des ganzen Menschen. Darum wird die Unterbrechung einer Schwangerschaft auch vor dem Forum der Biologie zum Tötungsakt.
Präparat von Dr. E. Hardmeier, Gerichtl.-medizin. Institut der Universität Zürich.

Dieser Zerstörung setzt der Mensch als eine der gewaltigsten Auflehnungen des Geistes gegen den Stoff die Medizin entgegen, nicht nur für sich selbst, sondern zum Schutze alles Lebens, das ihm dient oder wertvoll ist. Es ist ein Stück von Zanggers Universalität, daß ihm die Tiermedizin so vertraut ist wie die menschliche, wie auch sein Herz offen ist für alle Kreatur.

Die Aufgabe des Arztes ist von Anfang an, auch unter dem Impuls der Menschlichkeit, auf Heilung oder wenigstens Linderung des Leidens gerichtet. Zu der Kunst des Heilens und Linderns tritt die Kunst des Erhaltens der Lebenskraft und der Verzögerung des unausweichlichen Zerfalls. Nicht weniger groß ist die Aufgabe des Vorbeugens, des Erkennens der die Gesundheit bedrohenden Gefahren und der Mittel zu deren Ueberwindung. Zu den Gefahren, die aus dem Bereich des Lebendigen den Menschen bedrohen, hat dieser selbst neue geschaffen in dem Maße, als er dank der wissenschaftlichen Erkenntnis durch die Mittel der Technik die toten Stoffe entbindet. Hier tut sich die weiteste Aufgabe des naturwissenschaftlich denkenden Mediziners auf. Doch nicht die Menge der Kenntnisse, erst deren Ueberschauen und die intuitive Erahnung und gewissenhafte Erfassung der Zusammenhänge macht es ihm möglich, die Gefahrenherde zu finden und zu zerstören. Für diese Aufgabe braucht es noch ein weiteres: Einsicht in die technischen Vorgänge. Nicht von ungefähr konnte schon der vierzehnjährige Zangger einem Industriellen einen guten Rat für eine Wasserkraftanlage geben. Doch nicht die Neugier des Forschers und nicht der Sinn des Technikers für Verwirklichung vermögen dem Suchen nach Gefahrenüberwindung den tiefsten Antrieb und die entsagungsvolle Beharrlichkeit zu geben: es ist die Menschlichkeit, das Wissen um die Verantwortung für den gefährdeten Menschen.

Menschlichkeit ist die Haltung gegenüber dem Mitmenschen, die bestimmt ist durch die Erkenntnis von dessen unvergänglichem, über alle Zweckrücksichten erhabenen Daseinsrecht und von dessen Würde als Person. Menschlichkeit ist nicht unmittelbar auf die Gattung, sondern auf den Einzelnen innerhalb dieser gerichtet. Nicht als ein Objekt, das zum Mittel herabgedrückt werden könnte, nicht als ein bloßer Teil eines Ganzen, sondern als ein bei aller Unterschiedlichkeit gleichwertiges Du, steht der Mensch dem Menschen gegenüber. Als ein lebendiges Du ist er eine Frage an mich, und meine Haltung zu ihm ist eine Antwort.

In dem Maße, als ein Mensch leidet und hilflos ist, ist sein Anruf an den Mitmenschen dringend. Darum ist das Mitleid als ein Mitleiden die ursprünglichste Form der Menschlichkeit, ohne die auch die schönsten und vergeistigsten Aeußerungen der Humanität und des Humanismus haltlose Scheinblüten sind. Grausamkeit, das ist bewußte und sinnlose Zufügung körperlichen oder seelischen Leidens, ist darum das Unmenschlichste, nicht, als ob es nicht fast überall irgendwiein der Tiefe der menschlichen Seele auf Entfesselung lauerte, sondern weil es der völlige Gegensatz ist zu dem Bilde, auf das hin der Mensch als geistiges Wesen geschaffen ist.

Der Adel des Berufes, sowohl des Arztes wie der Krankenpflegerin und des Samariters, liegt in dessen wesenhafter Verbundenheit mit dem Dienst am leidenden Mitmenschen; er ist gleichsam das mit den Mitteln der medizinischen Wissenschaft und Technik verbundene menschliche Verhältnis, das in demjenigen der Mutter zu ihrem hilfsbedürftigen Kind seinen Urtypus hat. Doch das Menschliche des Arztberufes ist nicht nur auf den Leidenden als solchen gerichtet, sondern auf dessen ganze Persönlichkeit; denn so viele Krankheiten haben ihre Ursprünge und ihre Auswirkungen in den Bereichen des Seelischen und in der Umgebung des Kranken.

Bei der Begegnung mit Heinrich Zangger, nicht nur dem Arzte, nicht nur dem Gelehrten, Forscher und Lehrer, sondern mit dem Menschen schlechthin, ist besonders stark der Eindruck seiner Menschlichkeit, seiner Teilnahme an den Menschen, mit denen ihn sein vielseitiges Wirken zusammengeführt hat und immer noch zusammenführt. Dem Arzt, der willig jedem Rufe folgt, bietet sich — gleichsam einem Magneten der Hilfsbereitschaft — ungesucht immer wieder die Gelegenheit zu ärztlicher Beratung, die mit der gleichen Hingabe dem Bevorzugten wie dem letzten Vernachlässigten der menschlichen Gesellschaft gewährt wird. Aber auch aus jedem Gespräch über Zanggers wissenschaftliche Arbeiten und Beratungen mit Gelehrten, Staatsmännern, Industriellen, mit Männern und mit Frauen treten einem immer lebendige Persönlichkeiten entgegen, geschaut durch das unbestechlich klare Auge und das gütige, jedenfalls allzeit verstehende Herz Heinrich Zanggers. Es ist wohl verständlich, daß er ein so tiefes Verhältnis zu Gotthelf hat und dessen schollenverbundenen Menschen. Diese hohe Menschlichkeit erweist sich darin, daß für Zangger nicht nur Patienten, sondern Mitarbeiter, Beratende und Schüler nicht bloß vorübergehende Erscheinungen, sondern menschliche, in treuem Gedächtnis haftende Erlebnisse sind, aber auch darin, daß diese Menschen selber nach Jahren und Jahrzehnten immer wieder dankbar sich seiner erinnern. An Zanggers 60. und 70. Geburtstage kam diese Verbundenheit überwältigend zum Ausdruck.

Wenn sich die Menschlichkeit vor allem dem Leidenden unmittelbar zuwendet, so zeigt sich darin ihr personhaftes Wesen. Sie ist aber nicht weniger groß, wenn sie nicht auf die Frage des Leidenden um Hilfe antwortet, sondern vorausschauend frägt, wo Hilfe nötig ist und nötig sein kann. Verantwortungsbewußtsein ist die Unruhe des Gewissens um die Folgen unseres Tuns und Lassens, Sorge um die Bereitschaft zur Antwort, die eine Tat vorbeugender Fürsorge sein muß. Menschlichkeit gilt auch für den unbekannten, fernen, künftigen Menschen, der in Gefahr ist oder von dieser erfaßt sein wird.

Schon die Individualmedizin, die unmittelbare Hilfe an den Leidenden setzt, soll sie zuverlässig und wirksam sein, gemeinschaftliche Planung voraus in der Heranbildung der Aerzte und des Pflegepersonals und in der Beschaffung der für die Behandlung der Kranken notwendigen Anstalten und Mittel. Gegen Gefährdung seiner Gesundheit aber kann der Einzelne überhaupt nur von der Gesamtheit aus geschützt werden. Dieser vorbeugende Einsatz medizinischer Erkenntnis ist wesentlich Sozialmedizin, Gruppenmedizin im eigentlichen Sinne, wenn sie auf eine besondere Berufsgruppe oder Lebensgemeinschaft gerichtet ist, Menschheitsmedizin, wenn sie, wie in den großen internationalen Konventionen zur Bekämpfung der Epidemien oder des Gifthandels über die Landesgrenzen hinausgreift und überstaatliche Gefahrengemeinschaften anerkennt. Zumeist ist die Sozialmedizin Staatsmedizin, weil der Staat es ist, der mit dem Mittel des Rechts, der Medizinalgesetzgebung im weitesten Sinne die Aufspürung und Bekämpfung der Gefahren möglich macht und die Gesundheit sowohl der Gruppen wie des ganzen Volkes sicherstellen und fördern kann.

Gleichsam ein Mittelglied zwischen Individual- und Sozialmedizin ist die Katastrophenmedizin. In der Katastrophe leuchtet neben der Aufgabe der unmittelbaren Hilfe das Problem der Gefahrenursachen und Gefahrenzusammenhänge blitzartig auf. Das Grubenunglück von Courrières ist für den jungen Zangger, Arzt, Physiker und Chemiker, wie eine Art Feuertaufe gewesen, in der er — ungesucht an weithin sichtbarer Stelle — seine ungewöhnlichen Eigenschaften und Fähigkeiten beweisen konnte.

Katastrophenähnlich sind die Gefahren großen Ausmaßes, wie sie in den Epidemien oder in der Möglichkeit der Verwendung neuer chemischer Mittel in der Kriegführung bestehen. Beiden Gebieten hat Zangger stetsfort sein Interesse zugewandt und auf beiden dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz ausgezeichnete Dienste geleistet und dessen Pioniertätigkeit auf dem Gebiete des Schutzes der Zivilbevölkerung gegen die Gefahren des Luft- und Gaskrieges wesentlich gefördert.

Doch für einen Mediziner, mit dem Spürsinn und dem Verantwortungsbewußtsein Zanggers, kann ein einzelner klinischer Fall oder eine gerichtsmedizinische Untersuchung ebensogut Anlaß geben zur Aufdeckung von Gefahren, deren oft gewaltige Reichweite nur von dem erkannt wird, der eine Ueberschau von größtem wissenschaftlichem Horizonte besitzt. Eine fast unübersehbare Zahl von Problemen der Gefährdung von Produzenten und Konsumenten der industriellen Güter hat Zangger beschäftigt, nicht am wenigsten das abgründige Kapitel der Rauschgifte und deren polizeiliche Bekämpfung.

In allen diesen Fragen tritt neben die naturwissenschaftlich-medizinische Erkenntnis die rechtliche Ordnung, die Politik des Staates als ein Element von gleicher Bedeutung, da bei allen diesen Gefahren der menschliche Wille, sein passives Versagen aus Unkenntnis, Gleichgültigkeit oder verbrecherischer Indifferenz oder selbst seine zerstörerische Absicht entscheidend mitwirkt. Unter den außerordentlich zahlreichen Veröffentlichungen, die Zangger verfaßt oder angeregt und maßgebend beeinflußt hat, nimmt sein umfangreiches Buch über Medizin und Recht eine hervorragende Stellung ein.

Verantwortung ist ein ethischer Begriff, wurzelnd im Verhältnis des Menschen zu Schöpfer und Schöpfung, im Verhältnis zum Weltganzen und zum Mitmenschen. In der Sitte und schließlich im Recht verdichtet er sich zu konkreten Haftungen und zu zivil- und namentlich strafrechtlichen Sanktionen. Aber diese rechtlichen Verantwortlichkeiten sind erst möglich, wenn der Gesetzgeber selber im Geist der Verantwortlichkeit denkt, selber die großen Zusammenhänge sieht und gegen alle Widerstände der Routine und der Geldinteressen sehen will. Politik in aristotelischem Sinn ist ein Teil der Ethik. Politik im höchsten Sinn ist gerade gerichtet auf das gerechte und lebenbejahende Zusammensein der Menschen und damit auf Verantwortung, auf gegenseitige Rücksichtnahme — national und international —, statt auf triebhafte Geltendmachung von Einzel- und Gruppeninteressen. Ein gewaltiger Ausblick öffnet sich der Medizin, der Gefahren bekämpfenden und Gesundheit aufbauenden, in der Politik, d. h. in der Zielsetzung für den Gesetzgeber. Die Fragen der Volksgesundheit sind im eigentlichen Sinne des Wortes vitale Angelegenheiten des Volkes, neben denen sehr vieles, was in der Tages-, auch in der Weltpolitik, sehr wichtig genommen wird, wirklich sekundär ist. Daß dem Mediziner hier eine große Aufgabe als Warner und Anreger gestellt ist, ist allezeit für Zangger ein ganz großes Anliegen gewesen. Es gab in seinem Leben Augenblicke, wo die Erfüllung dieser Aufgabe nicht nur Selbstlosigkeit, sondern Mut forderte.

Alles Große kann vom Menschen durch Maßlosigkeit in ein Uebel verkehrt werden. Die Schwergewichtsverschiebung vom Einzelnen in das Kollektiv und die gesteigerten Möglichkeiten für dieses, alle Verhältnisse zu erfassen, kann dahinführen, daß die Staatsmedizin, im Besitze der Einsichten, die ihr alle medizinischen Disziplinen, von der Ernährungsphysiologie bis zur Eugenik, zur Verfügung stellen, das Gesundheitswesen, beinahe mit der kühlen Kalkulation eines rationellen Tierzüchters, als Mittel für einen reinen Kollektivzweck, auf ein Machtpotential hin entfaltet. Die Individualmedizin tritt dann mit der Einzelperson in den Schatten, und der Kranke ist nicht in erster Linie ein Gegenstand der Hilfe, sondern eine Belastung der Gesamtheit.

Solche Abirrung der Medizin ist nicht möglich, wenn der Mediziner immer ein Arzt bleibt, für den das personhafte Verhältnis zum Kranken, das Res sacra miser, das Gesetz bleibt, nach dem er angetreten.

Die gewaltige Bedeutung, die der Naturwissenschaft im modernen Weltbild zukommt, und das unstillbare Bedürfnis, in einer Welt, in der so viele seelische und sittliche Bindungen sich auflösen, irgendeinen festen Boden für ein

Ethos zu finden, hat dem Berufe des Arztes etwas vom Charakter eines weltlichen Sacerdotiums gegeben. Es gründet diese Vorstellung in der im ärztlichen Berufe als Forderung gegebenen Verbindung restlos sachlicher und umfassender Wissenschaft, persönlichen Dienstes und sozialer Verantwortung.

Je höher eine solche Auffassung reicht, um so mehr kann die Wirklichkeit als Zerrbild und als Entweihung erscheinen; um so bedeutungsvoller ist aber auch jede Annäherung an die hohe Vorstellung des Berufes, der wir im Leben begegnen. Ein geborener und begnadeter Mediziner, der wie Zangger in verströmender Hingabe und in einer selbstlosen Unbekümmertheit, die an Pestalozzi erinnert, sich, Person und Gesundheit, der Wissenschaft und der Praxis opfert, wirkt nicht nur durch das, was er als Forscher, Lehrer, Berater, Arzt leistet, sondern ebenso durch das, was er ist, durch das Niveau, das er für seinen Beruf markiert.

Zangger ist schon in seinen Knabenjahren in seiner ländlichen Heimat und bei Alpfahrten zu den Bergbauern des Einsiedlertales und des Toggenburgs auf die Spuren des «Parazelsi» gestoßen, und sein Interesse für diesen genialen Mediziner, dessen Bild in der Erinnerung der Nachwelt so stark geschwankt hat, ist nie abgebrochen. Es mögen deshalb aus vier verschiedenen Schriften des Paracelsus, gewissermaßen als Zusammenfassung des Gesagten, die folgenden Stellen hieher gesetzt werden:

«So ein Arzt auf ein Grund stehen soll, muß er in den Wiegen gesäet werden wie ein Senfkorn, und in derselbigen aufwachsen, als wohl als die Großen bei Gott, als wohl als die Heiligen bei Gott.»

«Die Gnad ist uns gleich so wohl gegeben als dem Avicennae, Galeno und andern.»

«Der Arzt ist nit dem Menschen unterworfen, sondern allein Gott durch die Natur.»

«So wir Barmherzig seind und von Herzen den Kranken geneigt, so lernen wir in solcher Barmherzigkeit und Lieb: ist sie aber nit in uns, so lernen wir nichts.»

«Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe.»

Das Antlitz des Menschen — *Von Karl Gerold*

Immer wieder zerfällt
die Welt in der Nacht;
und jeder Tag
ruft dich erneut
zum gewaltigen Bau.

Siehe, dein Antlitz,
die Furchen, gegraben
von Bau und Zerfall!

Aber am Ende
stehen die Herzen
mächtig vor Gott;
und auf den Wissenden
lasten wie Donner
erneut alle Fragen.

BUCHENWALDE *Zeichnungen eines Knaben*

Krieg, Verfolgung, planmäßige Niedertracht, das war die unentrinnbare Wirklichkeit, die einen überwiegenden Teil europäischer Jugend als ständige, beinahe unerträgliche Gefährdung jahrelang bedrohte. Unsere bloße Vorstellung entspricht der erlebten Qual nicht. Nur in der Begegnung mit dieser Jugend ahnen wir den Bruch, die Abgründe und das schwere Gewicht seelischer Belastung. Es gibt keine Brücken mehr, die zu irgendeiner Heimat zurückführen. Es kann nur Neubeginn geben, mit Fesselresten an unsichern Füßen, erinnerungsbeladen in einer Welt, die leicht vergißt, von Verlassenheit gequält, nach Gemeinschaft und Zukunftssicherung strebend.

Da ist die Jugend aus dem Konzentrationslager Buchenwalde. Einige von diesen jungen Menschen finden in Wort oder der Zeichnung eine Ausdrucksmöglichkeit für die qualvolle Erinnerung der Vergangenheit. Das vorliegende Tagebuch stammt von Kalman Landau, einem jüdischen Jungen aus Polen. Es wurde nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in der Schweiz gezeichnet, zu einem Zeitpunkt also, da diese Jugendlichen, äußerlich etwas beruhigter, mit ihren innern Problemen fertig zu werden versuchten. Sein Schicksal ist das nämliche vieler tausend jüdischer Kinder, jedes aber alleine erlitten und bis zum bittern und giftigen Grunde ausgekostet, im Konzentrationslager endend, geprügelt, verwaist. — Auf den Bildern nun sehen wir den Häftlingen, die in ihrer Machtlosigkeit zu einer anonymen Masse verkleinert sind, die personifizierte Dämonie in überlebensgroßen Figuren der SS. gegenüberstehen. Dieses stark empfundene Mißverhältnis von namenlosen, ausgelieferten «Menschennummern» zu den Gewalttätern kann nicht packender dargestellt werden als in dieser unbewußten Ueberdimensionierung, die erst in der Zeichnung der Befreiung des KZ. Buchenwalde durch die Amerikaner am *8. April 1945 (Bild 11)* aufgehoben wird. Ein kleiner Teil der damals noch lebend in Buchenwalde aufgefundenen Jugendlichen wurde zur Erholung in die Schweiz gebracht, und wir sehen mit Beschämung auch das Schweizerkreuz . . . hinter Stacheldraht *(Bild 12)* Das Lager bedeutete: Appell mit den berüchtigten «Selektionen», bei denen die nicht mehr als arbeitstauglich befundenen Häftlinge ausgeschaltet, das heißt vergast und verbrannt wurden; der Gang der Arbeitskolonnen zum Arbeitsplatz; das «Organisieren» (der neue Begriff dieses Wortes wird mit Sicherheit in den Sprachgebrauch der Nachkriegszeit eingehen: vom Gut des Unterdrückers für sich oder die Kameraden wegholen); die Bestrafungen und der Galgen, wofür? Weil man einem Kameraden half, weil der Arbeitsertrag in der Fabrik nicht befriedigte. Und zuletzt die grauenvolle Evakuation beim Herannahen der Russen zu Beginn des Jahres *1945* aus den östlichen Lagern nach den westlich gelegenen und zuletzt nach Buchenwalde, wobei Tausende und Abertausende von Menschen umkamen und an den Straßenrändern liegenblieben. So sind die Schicksale. Das Haus auf dem Lande wird überfallen, ausgeplündert, die Bewohner erschlagen. Der zwölfjährige Junge flieht, begegnet auf dem Felde einem Polen, der ihn als Juden erkennt und den Deutschen ausliefern will. Sonst so stolz, fleht der Junge um sein Leben und küßt dem Polen die Schuhe, worauf ihn dieser gnädig leben, freilich ausgeraubt und nackt — im Winter *1942* — auf dem Felde läßt. Nach einigen Tagen Frieren und Hungern stellt sich der Ausreißer selbst und wird ins Lager gebracht. Andere kommen dort noch mit einem Teil der Familie an, verlieren Eltern und Geschwister in der «Selektion», kommen selbst in nie abreißender Angst durch alle Selektionen durch . . .

Auch heute sind die Leiden noch nicht vorbei. Kinder wandern durch unermeßliche Gebiete Rußlands, Polens und des Balkans, in wochenlangen Märschen. Als wären sie mit einem sechsten Sinn ausgestattet, wittern sie, spüren sie, ahnen sie, finden sie die richtigen Wege, wechseln ihre Nationalität, stellen sich unwissend, sprechen mehrere Sprachen, und kommen endlich an ihrem Ziel an: in irgendeinem überfüllten Flüchtlingscamp, wo sie Eltern oder einen Verwandten suchten und finden.

Nicht jedes Leiden adelt, und wer dies dennoch behauptet, der begibt sich damit in eine unreale Wunschsphäre und entzieht sich der sozialen Verantwortung. Allzu gehäuftes Leiden macht den Menschen böse und verschlagen. Die Bedrohung seiner Existenz, die Gefährdung seines Lebens bringen es fertig, ihm das Bewußtsein seiner menschlichen Würde zu rauben. Wir, die wir dieses Leben in der ununterbrochenen Gefahr, auf der Messerscheide zwischen Leben und Tod sich bewegend, nicht kennen, stehen erschüttert vor dem ohne jeden künstlerischen Anspruch hingezeichneten Zeugnis einer nicht mehr zu begreifenden Unmenschlichkeit.

Charlotte Weber

1

2

EISENWERK TRZYNIEC

3

4

APPELL BIS SPÄT IN DER NACHT
ES STIMT NICHT

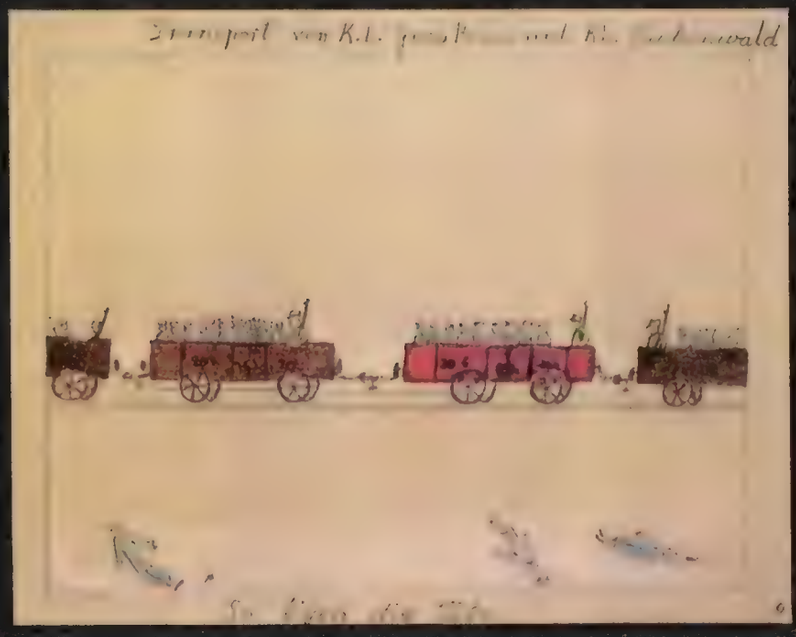
5

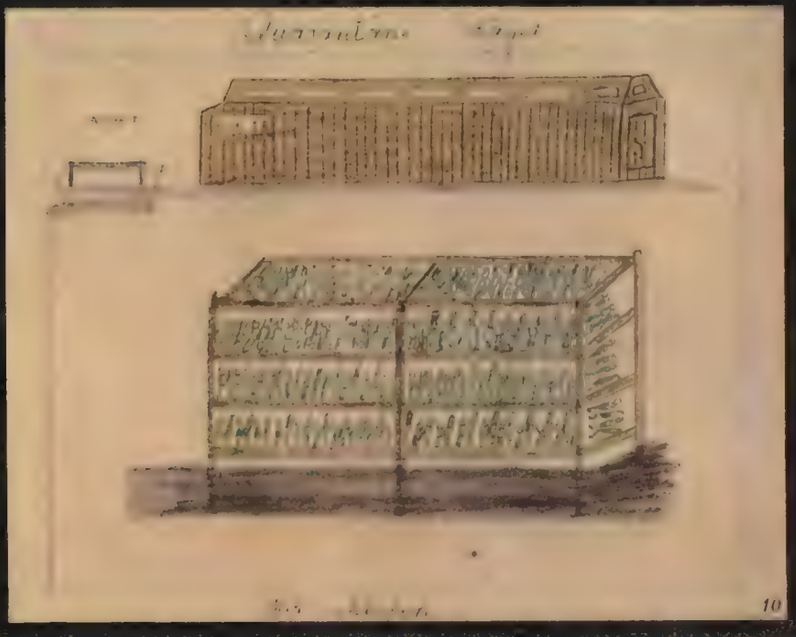
3 Häftlinge bereitet zum Galgen

6

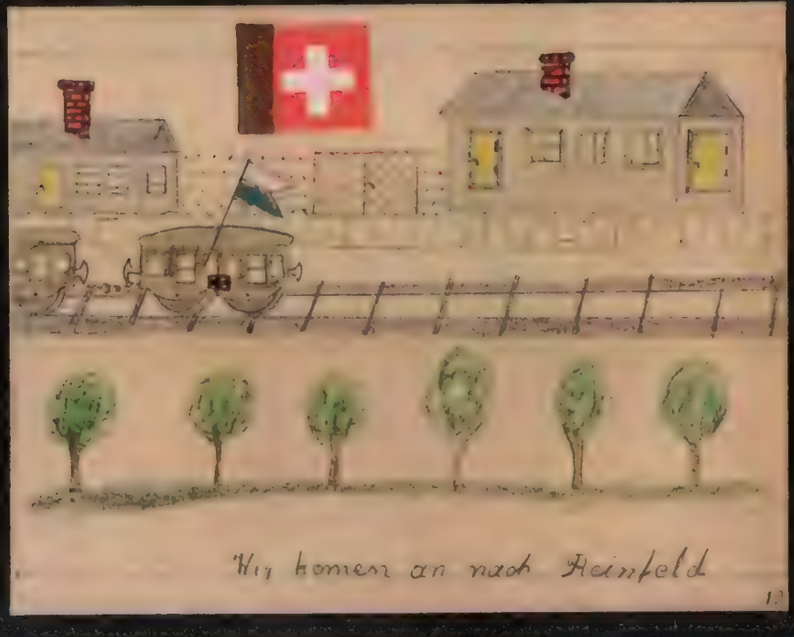
So gehen wir kaputt

Gaskammer.
zu Krematorium
8


6


10

Häftlinge fangen
S S
11


Wir komen an nach Reinfeld

Der Mensch im Gefahrenfeld der Masse

Von Walter Robert Corti

Im Jahre 1896 vollzog Zar Nikolaus II. die traditionellen Krönungsfeierlichkeiten in der alten Uspenskykathedrale zu Moskau. Die Festfreude ergriff die ganze russische Hauptstadt und strahlte weit in die Lande hinaus. Seit es Boris Godunow so bestimmte, wurde die Zarenkrönung jeweils als ein prächtiges Volksfest gefeiert. Aus allen Teilen des Riesenreiches setzte auch diesmal eine wahre Völkerwanderung nach der Metropole ein, um dort an den Lustbarkeiten teilzunehmen. Wie üblich, sollte auf dem Chodinskojefeld ein kleiner Gedenkbecher und ein farbiges Tüchlein mit einigen Lebensmitteln zur geschenkweisen Verteilung gelangen. So pilgerten die ärmsten Muschiks in fromm-freudiger Erwartung von weit her nach der Krönungsstadt, wo sich die Massen dann rasch in beunruhigender Weise zu stauen begannen. Da die Mainacht am 29. unerwartet mild und warm ausfiel, übernachteten viele gleich auf dem Chodinskojefeld — um vier Uhr morgens schätzte man die dort lagernde Menge schon auf mehr als eine halbe Million Menschen. Ein großer Teil des Riesenfeldes war für all die Zirkus-, Buden-, Vorleser- und Musikunterhaltungen abgesperrt; bei den Vorbereitungen waren verschiedene Gräben ausgehoben worden, ein besonders breiter diente dabei auch der Absperrung selber. Man sah vor, die Leute gruppenweise zu beschenken und sie dann geordnet zu den Vergnügungsbuden zu schleusen. Statt den erwarteten 400 000 waren aber etwa 800000 Besucher erschienen . . .

Gegen Morgen wurde die Menge ungeduldig und unruhig. Wer sich dem unheimlichen Gedränge entziehen wollte, sah sich hoffnungslos in der kompakten Masse gefangen. Man konnte wohl freiwillig da hineingeraten, sich aber weder mit Gewalt noch Gütlichkeit wieder daraus befreien. Immer mehr wurden die vorderen Reihen gegen den Graben gedrängt, der selber schon mit Menschen vollgepfopft war. Der polizeiliche Ordnungsdienst versagte. Auf einmal rief jemand: «Hört . . . man sagt, es sind nur vierhunderttausend Becher da, und wir sind doppelt so viele . . . drängt vor!» Dieses Wort löste eine der furchtbarsten Panikkatastrophen der Menschheit aus. Die Masse kam in Bewegung und bot augenblicklich alle die so oft beschriebenen Schreckenszeichen ihrer Aktion. Sie stürmte die Buden und die Geschenkbündel, sogleich bildete sich ein verworren-zorniges Kampfgetümmel — mehr als 3000 Menschen wurden dabei im Laufe von Minuten zertrampelt, zu Tode gedrückt und in den verhängnisvollen Graben gestampft. «Das Feld sah fürchterlich aus», so berichtete ein Augenzeuge, «ein Schlachtfeld mitten im Frieden. Männer, Greise, Frauen und Kinder lagen da in ihrem Blute, zertrampelt und zur Unkenntlichkeit zertreten. Hier ein Zopf, dort ein abgetrennter Arm, ein Schuh, Fetzen von Kleidern, es war ein Anblick, so grauenerregend, daß viele in Ohnmacht fielen und einen Schreikrampf bekamen.» Ohne Arg und ohne schlimme Ahnung gerieten hier die Besucher der Krönungsfeier in ein grauenhaftes Gefahrenfeld. Auf dem Tüchlein, in welches eine Wurst, Nüsse und ein wenig Marzipan eingewickelt waren, stand der schlichte Vermerk: «Zur Erinnerung an das Volksfest 1896.»

Einen wissenschaftlich eindeutigen Begriff der Masse gibt es noch nicht. Es lassen sich zufällig gebildete und Massen mit einer Dauerstruktur unterscheiden, einheitliche und gemischte, formlose und organisierte. Die Masse kann als die Entartung des Volkes interpretiert, oder als «tiefere» Schicht der Gesellschaft bezeichnet werden, wobei dann etwa der Begriff Pöbel mehr eine charakterologisch-wertende Kategorie darstellt. Der Massenmensch wird dem Einzelnen gegenübergestellt, der zufällig einmal in die Massensituation hineingeraten kann und sich darin dann anders verhält als unter normalen Bedingungen. Eine vorwissenschaftliche Haltung begreift die Masse als die gestaltlose Summe aller Durchschnittsmenschen, welche einem fortschreitenden Prozeß der Nivellierung unterliegen und von denen sich die allein wertvollen, wenigen und sittlich hochstehenden Persönlichkeiten abheben. Das horazische «odi profanum vulgus et arceo»[1] bleibt ein Leitmotiv dieser individualistischen Einstellung, die besonders in den romanischen Ländern verbreitet ist, wo sie durch Descartes' Ichlehre noch eine wesentliche, geschichtlich sehr bedeutsame Vertiefung erfuhr. Auch in der erfolgreichen Psychologie der Massen von Gustav le Bon (1895) erscheint diese ja wesentlich unter ihren negativen Aspekten, Ortega y Gasset sieht in der «La rebelión de las masas» (1929) eine Gefahr für alle Kultur. Anders die kollektivistische Geschichtsbetrachtung. Für sie geschieht das historisch Wichtige im Medium der Gemeinschaft und ihrer Gruppen und Formen. Sie neigt zur Vergottung des Volkes und später auch der Masse. In Hegels Geistlehre erwuchs ihr eine großartige Sinngebung, deren direkte Wirkung wie auch die indirekte in Gestalt ihrer vielen Umwandlungen das Gesicht unserer Tage wie keine Philosophie sonst bestimmt hat. Es wäre ein leichtes, die Beziehungen Hegels zum Faschismus und Nationalsozialismus aufzuweisen — das Dritte Reich fiel nicht nur zeitlich mit einer besonderen Hegelrenaissance zusammen. Die grundlegenden Beziehungen zum russischen Bolschewismus über den Umkehrer Hegels, Karl Marx, sind allgemein bekannt. Die heutige deutsche Katastrophe läßt sich unter anderem auch als die klare Folge eines sich überschlagenden Hegelianismus verstehen. Gewiß gibt es auch andere, beachtliche Erklärungen, die von einer aus Enttäuschung, aus dem Verfolgungswahn ewig zu kurz Gekommener herrührenden Regression ins Barbarische sprechen, von der siegreichen Heraufkunft des durch Jehova niedergehaltenen Gottes Wotan, die Volk-ohne-Raum-Theorie, die These einer letzten Rettung des Kapitalismus vor der Linksrevolution durch Hitler, wodurch das ganze Volk dann in einen wagnertönenden Anachronismus ohnegleichen geriet, der nur noch durch eine Katastrophe liquidiert werden konnte. Die deutsche Frage ist aber vor allem auch eine Frage nach der das deutsche Bewußtsein am stärksten bestimmenden Ideologie. Die Weise, wie Hitler sein Massenvolk führte und wie dieses seinen Führer verstand, hat niemand besser vorausbeschrieben als Hegel in seiner «Einleitung zu den Vorlesungen zur Philosophie der Geschichte» vom Jahre 1830[2]. Wir wollen ihm für eine Weile zuhören. Es ist der Weltgeist, so erklärt Hegel in seiner mystisch-großartigen Manier, der sich im Raume als Natur, in der Zeit aber als Geschichte auslegt. In dieser verwirklicht er sich nicht nur in den Individuen, sondern auch in den geschlossenen Ganzheiten des Volkes. Damit wird diesem sogleich eine profunde Bedeutung beigelegt[3]. Der Einzelne und seine Gemeinschaft sind wechselseitig voneinander abhängig, in beiden drängt das sich als Geschichte verwirklichende Weltgeistprinzip, welches für Hegel und alle seine von ihm wie immer abhängigen Nachfolger mit Gott und der Vorsehung identisch ist.

Fortsetzung Seite 52

Berlin 1938. Rückkehr des Führers aus Wien

Ein Pilot verläßt seinen Sitz im brennenden Flugzeug *Photos ATP.*

Fliegende Festung, getroffen vom Feuer einer Messerschmittmaschine, bricht entzwei

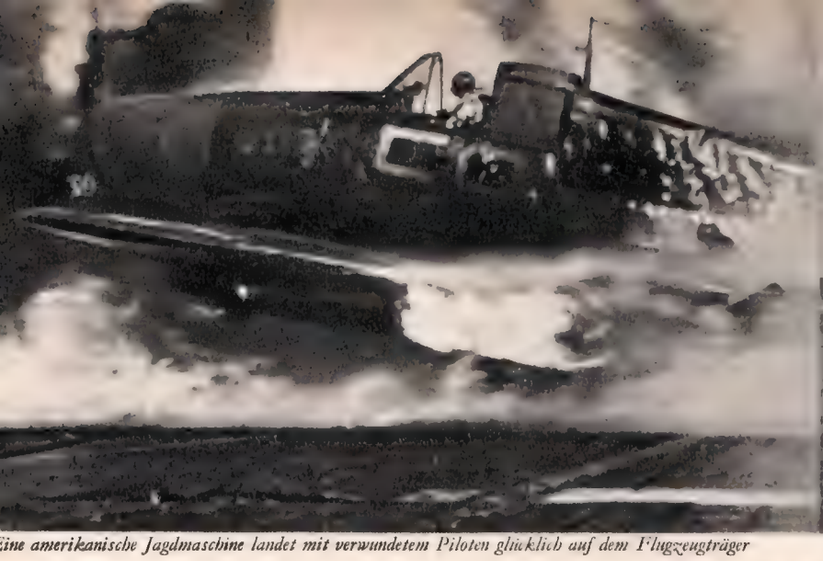
Der Favoritensturz bei der letzten Hürde

«Doncombes» Sturz nach dem Sprung über den Graben

Warenhausbrand in Philadelphia

Studentenunruhen an der Universität von La Plat

Spanische Arena



Eine amerikanische Jagdmaschine landet mit verwundetem Piloten glücklich auf dem Flugzeugträger

Japanischer Bomber, getroffen von einem amerikanischen Schiffsgeschütz, explodiert in der Luft

euerlöschmannschaft im Schaum ihres Trockenlöschverfahrens an Bord eines amerik. Handelsschiffes

Grubenrettungskolonne hilft einem Bergarbeiter

Der Truppentransporter «President Coolidge» ist auf eine Mine gelaufen, er sinkt

Eine Seemine treibt an die englische Küste. Unter Lebensgefahr wird sie völlig an Land gezogen

Flut und Tropensturm an der Küste von Miami

Flugaufnahme vom Ausbruch des Krakatau in Niederländisch-Indien im Jahre 1930. Photos ATP.

Erschrick nicht, ich bin es

Die Existenz des Entsetzlichen in jedem Bestandteil der Luft. Du atmest es ein mit Durchsichtigem; in dir aber schlägt es sich nieder, wird hart, nimmt spitze, geometrische Formen an zwischen den Organen; denn alles, was sich an Qual und Grauen begeben hat auf den Richtplätzen, in den Folterstuben, den Tollhäusern, den Operationssälen, unter den Brückenbögen im Nachherbst: alles das ist von einer zähen Unvergänglichkeit, alles das besteht auf sich und hängt, eifersüchtig auf alles Seiende, an seiner schrecklichen Wirklichkeit. Die Menschen möchten vieles davon vergessen dürfen; ihr Schlaf feilt sanft über solche Furchen im Gehirn, aber Träume drängen ihn ab und ziehen die Zeichnungen nach. Und sie wachen auf und keuchen und lassen einer Kerze Schein sich auflösen in der Finsternis und trinken, wie gezuckertes Wasser, die halbhelle Beruhigung. Aber, ach, auf welcher Kante hält sich diese Sicherheit. Nur eine geringste Wendung, und schon wieder steht der Blick über Bekanntes und Freundliches hinaus, und der eben noch so tröstliche Kontur wird deutlicher als ein Rand von Grauen. Hüte dich vor dem Licht, das den Raum hohler macht; sieh dich nicht um, ob nicht vielleicht ein Schatten hinter deinem Aufsitzen aufsteht wie dein Herr. Besser vielleicht, du wärest in der Dunkelheit geblieben und dein unabgegrenztes Herz hätte versucht, all des Ununterscheidbaren schweres Herz zu sein. Nun hast du dich zusammengenommen in dich, siehst dich vor dir aufhören in deinen Händen, ziehst von Zeit zu Zeit mit einer ungenauen Bewegung dein Gesicht nach. Und in dir ist beinahe kein Raum; und fast stillt es dich, daß in dieser Engheit in dir unmöglich sehr Großes sich aufhalten kann; daß auch das Unerhörte binnen werden muß und sich beschränken den Verhältnissen nach. Aber draußen, draußen ist es ohne Absehen; und wenn es da draußen steigt, so füllt es sich auch in dir, nicht in den Gefäßen, die teilweise in deiner Macht sind, oder im Phlegma deiner gleichmütigeren Organe; im Kapillaren nimmt es zu, röhrig aufwärts gesaugt in die äußersten Verästelungen deines zahllos zweigigen Daseins. Dort hebt es sich, dort übersteigt es sich, kommt höher als dein Atem, auf den du dich hinaufflüchtest wie auf deine letzte Stelle. Ach, und wohin dann, wohin dann? Dein Herz treibt dich aus dir hinaus, dein Herz ist hinter dir her, und du stehst fast schon außer dir und kannst nicht mehr zurück. Wie ein Käfer, auf den man tritt, so quillst du aus dir hinaus, und dein bißchen obere Härte und Anpassung ist ohne Sinn.

O Nacht ohne Gegenstände. O stumpfes Fenster hinaus, o sorgsam verschlossene Türen; Einrichtungen von alters her, übernommen, beglaubigt, nie ganz verstanden. O Stille im Stiegenhaus, Stille aus den Nebenzimmern, Stille hoch oben an der Decke. O Mutter: o du einzige, die alle diese Stille verstellt hat, einst in der Kindheit. Die sie auf sich nimmt, sagt: Erschrick nicht, ich bin es. Die den Mut hat, ganz in der Nacht diese Stille zu sein für das, was sich fürchtet, was verkommt vor Furcht. Du zündest ein Licht an, und schon das Geräusch bist du. Und du hältst es vor dich und sagst: Ich bin es, erschrick nicht. Und du stellst es hin, langsam, und es ist kein Zweifel: du bist es, du bist das Licht um die gewohnten herzlichen Dinge, die ohne Hintersinn da sind, gut, einfältig, eindeutig. Und wenn es unruhigt in der Wand irgendwo oder einen Schritt macht in den Dielen: so lächelst du nur, lächelst, lächelst durchsichtig auf hellem Grund in das bangsame Gesicht, das an dir forscht, als wärst du eins und unterm Geheimnis mit jedem Halblaut, abgeredet mit ihm und einverstanden. Gleicht eine Macht deiner Macht in der irdischen Herrschaft? Sieh, Könige liegen und starren, und der Geschichtenerzähler kann sie nicht ablenken. An den seligen Brüsten ihrer Lieblingin überkriecht sie das Grauen und macht sie schlottrig und lustlos. Du aber kommst und hältst das Ungeheure hinter dir und bist ganz und gar vor ihm; nicht wie ein Vorhang, den es da oder da aufschlagen kann. Nein, als hättest du es überholt auf den Ruf hin, der dich bedurfte. Als wärest du weit allem zuvorgekommen, was kommen kann, und hättest im Rücken nur dein Hereilen, deinen ewigen Weg, den Flug deiner Liebe.

Aus den Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge, von Rainer Maria Rilke (Insel-Verlag Leipzig).

KATASTROPHEN

Albert Heim stürzt 1871 am Säntis ab

Eine Truppe guter Berggänger stiegen wir 1871 bei noch ziemlich viel Schnee vom Blauen Schnee am Säntis gegen die Seealp hinab. Ich ging voran. Wir kamen oberhalb der Fehlalp bei etwa 1800 m an den obern Rand eines steilen Schneecouloirs, das schief zwischen zwei, im Siegfried-Atlas Blatt 240 deutlich gezeichneten, Felsköpfen steil hinab sich zog. Die Andern zauderten, ich fuhr sofort stehend hinab. Es ging sehr schnell. Der Luftzug wollte mir den Hut abnehmen. Anstatt ihn fahren zu lassen, beging ich den Fehler, ihn noch rasch halten zu wollen. Diese Bewegung brachte mich zum Fall. Nun vermochte ich meinen Sturz nicht mehr zu regieren. Ich trieb mit Windeseile an den linksseitigen Felskopf, prallte am Felsbord hinauf, fuhr dann auf dem Rücken, mit dem Kopf nach unten, über den Fels und flog schließlich noch circa 20 Meter frei durch die Luft, bis ich auf der Schneekante unter der Wand liegenblieb.

Sofort, wie ich stürzte, sah ich ein, daß ich nun an den Fels geworfen werden müsse, und erwartete den Anprall. Ich grub mit den gekrallten Fingern in den Schnee, um zu bremsen, und riß mir dadurch alle Fingerspitzen blutig, ohne Schmerz zu empfinden. Ich hörte genau das Anschlagen meines Kopfes und Rückens an jeder Ecke des Felsens, und ich hörte den dumpfen Schlag, als ich unten aufiiel. Schmerzen aber empfand ich erst etwa nach einer Stunde. Während dem Fall stellte sich die erwähnte Gedankenfluth ein. Was ich in fünf bis zehn Secunden gedacht und gefühlt habe, läßt sich in zehnmal mehr Minuten nicht erzählen. Alle Gedanken und Vorstellungen waren zusammenhängend und sehr klar, keineswegs traumhaft verwischt. Zunächst übersah ich die Möglichkeiten meines Schicksals und sagte mir: Der Felskopf, über den ich nächstens hinausgeworfen werde, fällt unten offenbar als steile Wand ab, denn er verdeckte den unten folgenden Boden für meinen Blick; es kommt nun ganz darauf an, ob unter der Felswand noch Schnee liegt. Wenn dies der Fall ist, so wird der Schnee von der Wand abgeschmolzen sein und eine Kante bilden. Falle ich auf die Schneekante, so kann ich mit dem Leben davonkommen, ist aber unten kein Schnee mehr, so stürze ich ohne Zweifel in Felsschutt hinab, und dann ist bei dieser Sturzgeschwindigkeit der Tod ganz unvermeidlich. Bin ich unten nicht todt und nicht bewußtlos, so muß ich sofort nach dem kleinen Fläschchen Essigäther greifen, das ich beim Weggehen auf dem Säntis nicht mehr in die Tornisterapotheke geborgen, sondern nur in die Westentasche gesteckt habe, und davon einige Tropfen auf die Zunge nehmen. Den Stock will ich nicht gehen lassen, vielleicht kann er mir noch nützen. Ich behielt ihn dann auch fest in der Hand. Ich dachte daran, die Brille wegzunehmen und fortzuwerfen, damit mir nicht etwa ihre Splitter die Augen verletzen, allein ich wurde derart geworfen und geschleudert, daß ich der Bewegung meiner Hände hiefür nicht mächtig werden konnte. Eine andere Gedanken- und Vorstellungsgruppe betraf die Folgen meines Sturzes für die Hinterbleibenden. Ich sagte mir, daß ich, unten angekommen, gleichgültig, ob ich schwer verletzt sei oder nicht, jedenfalls, wenn immer möglich, sofort aus Leibeskräften rufen müsse: «es hat mir gar nichts gethan!» damit meine Begleiter, darunter mein Bruder und drei Freunde, aus dem Schrecken sich so weit aufraffen könnten, um überhaupt den ziemlich schwierigen Abstieg zu mir herab zu Stande zu bringen. Ich dachte daran, daß ich nun meine auf fünf Tage später angekündigte Antrittsvorlesung als Privatdocent jedenfalls nicht halten könne. Ich übersah, wie die Nachricht meines Todes bei den Meinigen eintraf, und tröstete sie in Gedanken. Dann sah ich, wie auf einer Bühne aus einiger Entfernung, mein ganzes vergangenes Leben in zahlreichen Bildern sich abspielen. Ich sah mich selbst als die spielende Hauptperson. Alles war wie verklärt von einem himmlischen Lichte und Alles war schön und ohne Schmerz, ohne Angst, ohne Pein. Auch die Erinnerung an sehr traurige Erlebnisse war klar, aber dennoch nicht traurig. Kein Kampf und Streit, auch der Kampf war Liebe geworden. Erhabene und versöhnende Gedanken beherrschten und verbanden die Einzelbilder, und eine göttliche Ruhe zog wie herrliche Musik durch meine Seele. Mehr und mehr umgab mich ein herrlich blauer Himmel mit rosigen und besonders mit zart violetten Wölklein — ich schwebte peinlos und sanft in denselben hinaus, während ich sah, daß ich nun frei durch die Luft flog, und daß unter mir noch ein Schneefeld folgte. Objectives Beobachten, Denken und subjectives Fühlen gingen gleichzeitig nebeneinander vor sich. Dann hörte ich mein dumpfes Aufschlagen, und mein Sturz war zu Ende. In dem Momente war mir, es husche ein schwarzer Gegenstand vor meinen Augen vorüber, und ich rief aus Leibeskräften drei bis vier Mal nacheinander: «Es hat mir gar nichts gethan!» Ich nahm von dem Essigäther, ich griff nach der Brille, die unversehrt neben mir im Schnee lag, ich betastete meinen Rücken und meine Glieder, um zu constatiren, daß ich keine Knochen gebrochen.

Da sah ich meine Begleiter langsam, Tritt um Tritt hauend, im Schneecouloir schon ganz nahe bei mir hinter dem Felskopf, über den ich hinausgeflogen war, erscheinen. Ich konnte nicht begreifen, daß sie schon so weit wären. Sie sagten aber, ich hätte wohl eine halbe Stunde keine Antwort gerufen. Hieraus erst ersah ich, daß ich beim Aufschlagen das Bewußtsein verloren hatte. Damit war aus jeder Sinnes- und jeder Gefühls- und Gedankenthätigkeit eine halbe Stunde herausgeschnitten. Der schwarze Gegenstand war das Verschwinden der Bewußtlosigkeit, das offenbar für das Auge einen Bruchtheil einer Secunde später sich einstellte, als für das empfindende Gehirn. Und ohne den Unterbruch selbst zu bemerken, hatten die Gedanken und Thätigkeiten nachher genau da sich fortgesetzt, wo sie vorher unterbrochen worden waren. Dazwischen war ein absolutes subjectives Nichts. Die schönen, himmlischen Vorstellungen aber empfand ich nur, so lange ich noch durch die Luft flog und sehen und denken konnte. Mit der Bewußtlosigkeit beim Aufschlagen waren auch sie plötzlich weggewischt und setzten nachher nicht mehr fort.

Noch konnte ich gehen, nachdem mich mein Freund, Andreas Anton Dörig, auf die Beine gestellt hatte. Die Quetschungsschmerzen im Rücken und der Kopfschmerz entrissen mir zwar manchen Schrei, bis ich, in Eisumschläge gewickelt, auf der Meglisalp lag. Meine Antrittsvorlesung habe ich aber dennoch zur vorher festgesetzten Zeit gehalten.

A. Heim. Notizen über den Tod durch Absturz. 1892.

Der Bergsturz von Goldau

Der Augenzeuge Zaym erzählt über den Bergsturz von Goldau am Nordfuß der Rigi vom 2. September 1806, dem 457 Menschenleben zum Opfer fielen:

«Das unterhalb gelegene Berggehänge fing an, sachte hinzugleiten. Mit einmal stürzt zu oberst an der größten Felswand ein mächtiges Stück nieder, die Felsen fangen langsam an, von ihrer Mutterschicht sich loszutrennen und gegen die Tiefe hinabzusinken. Das Erdreich am Berghang fängt nun auch an, sich voneinander zu schieben und statt der grünen Rasendecke die bräunlichschwarze Farbe nach außen zu kehren. Die unteren Wälder bewegen sich allgemach, und Tannenbäume in unzähliger Menge schwanken hin und her. Ganze Scharen von Vögeln lüften schnell ihre Flügel und richten unter Geschrei ihren Flug dem Rigi zu. Einzelne größere Steine rollen schon den Berg hinab ... als Vorboten der bald nacheilenden Masse.

Nun wird mit einemmal die Bewegung der Wälder stärker; ganze Reihen der vorher losgewordenen und sich senkenden Felsstücke, ganze Reihen stolzer Tannen, auf der obersten Felskante sonst so prachtvoll ruhend, stürzen in Unordnung übereinander und in die Tiefe nieder. Alles Losgerissene, Wald und Erde, Stein und Felswände gerät jetzt ins Gleiten, dann in schnelleren Lauf und nun in blitzschnelles Hinstürzen. Getöse, Gekrach und Prasseln erfüllt wie tiefbrüllender Donner die Luft, erschüttert das Ohr und tönt im Widerhall von tausend Bergklüften noch gräßlicher. Ganze Strecken losgerissenen Erdreiches, Felsstücke so groß und noch größer als Häuser, ganze Reihen von Tannen werden aufrechtstehend durch die Luft geschleudert. Ein rötlichbrauner Staub erhebt sich in Nebelgestalt von der Erde, hüllt die zerstörende Lawine in trübes Dunkel ein und läuft als düstere Wolke, wie vom Sturmwind gepeitscht, vor ihr hin. Berg und Tal sind erschüttert, die Erde bebt, die Felsen zittern. Menschen erstarren beim Anblick dieser fürchterlichen Szenen. Vögel, im Fluge behindert, fallen auf die Stätte der Verheerung nieder, Häuser, Menschen, Vieh werden schneller als eine aus einer Kanone losgeschossene Kugel über die Erde hin und selbst durch die Luft fortgetrieben. Die aus ihrer Ruhe aufgeschreckte Flut des Lowerzer Sees bäumt sich auf und fängt im Sturmlauf auch ihre Verheerung an. Ein großer Teil der zerstörenden Massen erstürmt, im Tal angekommen, noch den jenseitigen steilen Fuß des Rigiberges, und einzelne Bäume und Felsstücke fliegen hoch am Abhang hinauf. Während der wenigen Augenblicke, in welchen der Leser diese Schilderung liest, in der Frist von 3—4 Minuten, hat das Ereignis begonnen und seinen Lauf vollendet.»

Aus: *W. Penck*, Naturgewalten im Hochgebirge, 1912.

Der Elmer Bergsturz

Lehrer J. Wyß erzählt vom Elmer Bergsturz am 11. September 1881, bei dem 115 Menschen den Tod fanden:

«Ich stand in meinem Zimmer am offenen Fenster und schaute dem unaufhörlichen Steingeriesel am Tschingel mit der Uhr in der Hand, genau beobachtend zu. Nachdem über dem Plattenberg (ein Vorsprung der

Tschingela'p mit Steinbrüchen) schon vormittags zwei größere Stellen mit Wald herausgebrochen waren, stürzten von 4 Uhr nachmittags an wieder größere Partien Terrain mit W.ld. Alles dies kam aber nicht von der Höhe des Tschingels, sondern von Lagen unmittelbar über dem Schieferbruch her und fuhr nicht bis in die Talsohle ... Um 5¼ Uhr nun erfolgte der erste große Sturz und zwar hinter, d. h. östlich vom Gemeindsschieferbruch, beim hinteren Plattenberg. Pfeilschnell stürzte eine gewaltige Steinmasse direkt der Tiefe zu in der Richtung gegen Gehren, füllte oben den hinteren Plattenberg aus, fuhr bis in die Talsohle herab, verschüttete das Bett des Tschingelbaches und auf der Landzunge zwischen Tschingelbach und Raminbach die dort befindlichen Gebäude ... Um 5 Uhr 32, also 17 Minuten später, kam ein zweiter Sturz. Derselbe löste sich unmittelbar über der Plattenbergwand, schoß ebenso schnell wie der erste in die Tiefe über die vom ersten Sturz zurückgelassene Schuttmasse weg, fuhr über den Raminbach hinüber ins Untertal und deckte die dortigen Güter und damit ohne Zweifel auch Häuser zu. Eine schwarzgraue Staubwolke hüllte die Unglücksstätte ein ...»

Heinrich Elmer erzählt: «Mein Sohn Peter befand sich samt Frau und Kind im Müsli und suchte, mit ihnen laufend, zu entrinnen. Bei einer Mauer angelangt, nahm er seiner Gattin das fünfjährige Kind vom Rücken und sprang über die Mauer. Sich umwendend, sah er noch, wie sie die Hand nach einem andern, fremden Kind ausstreckte Im gleichen Augenblick wurde er vom Windzug erfaßt, aufgehoben und die Wiese hinaufgetragen. Das war seine und des Kindes Rettung, die Frau aber wurde gleichzeitig unmittelbar hinter ihm erschlagen.»

Matthias Rhyner: «Ich sah, wie beim Hauptsturz vom Untertal her voran die Dächer und hinter ihnen her die Häuser durch die Luft geflogen kamen gegen das Alpegli zu, gerade wie wenn der Sturm im Herbst zuerst das dürre Laub von den Bäumen fegt und alsdann die Bäume selber. Auch die nachstürzende Bergmasse kam durch die Luft und wurde am Alpegli abgeschnellt. Ich sah unter der Wolke durch, wie Heinrich Elmer eine Kuh am Stricke führte und mit ihr ... rannte, um sie in Sicherheit zu bringen. Ich sah alsdann die Eschenleute in der Wolke verschwinden und im gleichen Augenblick auch die Häuser im Müsli wie Spielzeug zusammenbrechen ... Daß der Windzug die Richtung talabwärts nahm, erkannte ich an den niederfallenden Bäumen am Ufer des Sernf.»

Ein Landjäger, Werner Freitag, hat das Abbrechen selbst gesehen: «Da bemerkten wir, daß im sog. Krut ein Bruch bis weit hinauf um sich griff. Wir sahen aus der Ferne die Tannen zusammenfallen und durch den Wald hinunter Riemen bloßgelegten Felsens sich bilden ... Die beiden riemenartigen, hoch über den Schieferbrüchen beginnenden Einschnitte kamen beim Plattenberg zusammen und bildeten eine Gabel, die ihren Schneidepunkt im Schieferbruch hatte und zwischen den beiden schrägen Schenkeln den ganzen Plattenbergkopf übriggelassen hatte. Es währte einige Minuten, so sahen wir alles das herabfahren, was zwischen der Gabel hängengeblieben war (Plattenbergkopf) ... Sofort bildete sich eine ungeheure rußschwarze Wolke.»

Unter dumpfem Tosen und Krachen fuhr diese, wie vom Winde gejagt, über das Tal hinaus. Die ungeheure Schnelligkeit, mit der die scharfkantigen Schieferblöcke dahinfegten, erkennen wir an dem Zustand der glatt durchgeschlagenen Stämme hundertjähriger Tannen und dem Ergebnis der Leichenschau.

Aus: *W. Pench*, Naturgewalten im Hochgebirge, 1912.

Deutschlands Verwüstung

Wie jämmerlich stehen nun große Städte! Da zuvor tausend Gassen gewesen sind, sind nun nicht mehr hundert. Wie elend stehen die kleinen Städte, die offenen Flecken! Da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstört, daß weder Dach, Gesparr, Türen oder Fenster zu sehen sind. Wie sind sie mit den Kirchen umgegangen? Sie haben sie verbrannt, zu Pferdeställen und Marketenderhäusern gemacht, die Altäre entweiht und die Glocken hinweggeführt. Ach Gott, wie jämmerlich stehet es auf den Dörfern! Man wandert bei zehn Meilen und siehet nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann oder ein paar alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voll Leichname und Aeser gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesinde, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben- und untereinander, vom Hunger und von der Pest erwürget und voll Würmer, und sind von Wölfen, Hunden, Krähen und Raben gefressen worden, weil niemand gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat. Deutschland liegt in Schmach, Jammer, Armut und Herzeleid; die vieltausendmal tausend armen jungen Seelen, so unschuldig in diesem Kriege sind hingeschlachtet worden, schreien Tag und Nacht unaufhörlich zu Gott um Rache, und die Schuldigen, die es verursacht, sitzen in stolzer Ruhe, Freiheit, Frieden und Sicherheit und halten Gastereien und Wohlleben.

Batkin, Exitium Germaniae (Vernichtung Deutschlands), 17. Jh. Menzel, Geschichte der Deutschen, Bd. III, S. 352.

Der Ausbruch des Mont Pelée

Bericht des Kapitäns E. W. Freeman von der «Roddam» über den Ausbruch des Mont Pelée:

Die Explosion klang dumpf und schwer. Ich sah nach dem Berge hin und bemerkte, wie sich seine Seite öffnete und eine große schwarze Wolke herausquoll, die auf St. Pierre zurollte. Der Anblick war furchtbar und faszinierend. Ich mußte an eine Katze denken, die eine Maus beschleicht. Als die Wolke sich der Stadt näherte, wurde sie größer und größer und nahm eine fächerförmige Gestalt an. Es schien mir kaum eine Minute seit der Explosion verstrichen zu sein, als die Wolke schon über die Bai dahinfegte und die «Roddam» traf. Das Schiff legte sich auf die Seite, als wenn es von einer Riesenhand geschlagen worden wäre. Wären die Luken offen gewesen, so wäre das Schiff sicher gesunken. So soll es dem Kabelschiff ergangen sein, das in unserer Nähe lag. Als die Wolke herankam, sprang ich ins Kartenhaus. Dort blieb ich einige Momente, machte mir dann aber klar, daß es hier gelte, schnell oder gar nicht wegzukommen. Ich lief wieder heraus und durch einen Regen von Feuer und Staub nach vorn. Es gelang mir, die Ankerkette vom Ankerspill zu lösen. Wir verloren den Anker und 135 Faden Kette. Als ich nach der Brücke zurücktaumelte, erhielt ich bei jedem Schritt eine neue Brandwunde. Ich gab in den Maschinenraum den Befehl: «Mit Volldampf zurück!» Glücklicherweise waren der zweite und der dritte Maschinist unter Deck gewesen und unverletzt. Wir hatten wenig Dampf auf, und die «Roddam» bewegte sich nur langsam. Meine Hände waren so verbrannt, daß ich den Griff des Telegraphen nicht bewegen konnte, doch gelang mir dies mit dem Ellbogen. Den ersten und zweiten Offizier konnte ich nicht finden. Ein Matrose erzählte mir, zehn Mann der Mannschaft seien tot und siebzehn seien über Bord gesprungen. Mehr als eine Stunde lang trieben wir in Dunkelheit. Alle paar Minuten gingen am Strande Rumfässer, die zur Verschiffung bereitlagen, in Flammen auf und ermöglichten mir dadurch, den Strand zu sehen. Der Staub fiel dicht und ohne Unterbrechung. Er drang mir in Augen, Nase und Ohren. Das Erstickungsgefühl war schlimmer als der Schmerz der Brandwunden und die furchtbare Hitze. Es war mir, als wenn mein Atem mich verließe. Die heiße Luft trocknete mir die Kehle aus. Ich erinnere mich dunkel, daß ich stöhnte: «Mein Gott, wie lange Zeit habe ich zum Sterben nötig!» Als wir endlich aus dem Hafen heraus waren, war das Deck 18 Zoll (45 cm) hoch mit feiner grauer Asche bedeckt. Das Schiff sah aus wie ein schwimmender Hochofen. Die Takelage, die Deckhäuser, die Boote — alles stand in hellen Flammen. Das Vorderschiff war eine Flammenmasse, und das Feuer kaum zu bändigen. Tote und Sterbende lagen umher. Ich schickte den Rest der Mannschaft zum Einheizen unter Deck, mit Ausnahme eines Mannes, der am Steuer bleiben mußte. Die Bevölkerung von St. Pierre starb nicht sofort. Als die «Roddam» näher an den Strand getrieben wurde, sah ich Hunderte halb wahnsinniger Männer und Frauen durch die Flammen der südlichen Stadt hin und her rennen. Ganze Massen stürzten sich in die tatsächlich kochende See. Die Stadt wurde nicht durch eine feurige Wolke zerstört. Das Feuer brach erst später aus, und zwar infolge glühend heißer Asche. Welch ein Anblick, als die «Roddam» St. Lucia erreichte! Das Schiff war über und über mit Asche bedeckt. Auf dem Hinterdeck lagen vier und auf dem Vorderdeck fünf Leichen in seltsamen Haltungen. Der erste Maschinist saß vor der Tür des Maschinenraumes in einem Deckstuhle. Er war tot. Den Kopf hatte er ein wenig zur Seite geneigt, und seine Hände ruhten auf den Hüften, als sei er sanft eingeschlafen. Unter mir lagen ächzende Matrosen, die mit Brandwunden bedeckt waren.

Aus: «Der gefahrliche Augenblick». Sammlung von Bildern und Berichten, herausgegeben von F. Bucholtz. Mit einer Einleitung von Ernst Jünger. Junker & Dünnhaupt / Berlin 1931.

Der Hamburger Feuersturm

Bei dem Luftbombardement Hamburgs hat sich in einem dichtbesiedelten Stadtteil als Folge des Teppichabwurfes von Minen, Spreng-, Phosphor- und Hunderttausenden von Stabbrandbomben eine Katastrophe ereignet, die alle bisherigen Erscheinungen des Bombenkrieges in den Schatten stellt.

Jeder offene Brand saugt den notwendigen Sauerstoff aus der umgebenden Luft an, und so entsteht bei größeren Bränden und relativer Windstille ein sogenannter Luftkamin, in welchem die Flammen mit immer wachsender Gewalt nach oben gerissen werden. Die aus den einzelnen Häuserteilen und Häuserblocks emporzüngelnden Flammen verbinden sich zu einer über das ganze Gebiet gehenden, geschlossenen und nach immer größeren Höhen emporflackernden Flammendecke. Nach englischen Angaben erreichte der Hamburger Brand 6 Kilometer Höhe.

Im Gebiete des Flächenbrandes selbst entsteht eine Taifunstärke erreichende, orkanartige Luftbewegung. Dabei dienen die Straßen als Luftzufuhrkanäle und gleichzeitig saugt der durch sie fegende Sturmwind den Brand aus den Häusern waagerecht oder gar nach unten in den Straßenraum herein. So entsteht also ein elementarer Wettbewerb um den Luftsauerstoff.

Der Brand reißt die letzten Sauerstoffreste aus allen Räumen, Unterständen und Kellern, ebenso aber verzehrt er den Sauerstoff in der Straßenluft.

So entsteht zunächst in den Kellern Sauerstoffmangel und Atemnot. Gleichzeitig steigt die Temperatur der Schutzräume schnell auf eine unerträgliche Höhe. Am rechtzeitigen Verlassen der Schutzräume hindert aber in den Anfangsstadien des Bombardements der ständige Hagel von Spreng-, Brand- und Phosphorbomben, die einen Sprühregen von einem Gemisch aus Kautschuk und Phosphor von sich geben. Reift dann der Entschluß, den Keller zu verlassen, dann ist es, wie die Erfahrung zeigt, zu spät. Dann fehlen die Kräfte zur Durchführung dieses Entschlusses. Und wenn diese noch ausreichen, fehlen die Kräfte, um der Hitze und dem Sauerstoffmangel auf der Straße zu widerstehen. Es versteht sich, daß Männer mit ihrer verhältnismäßig widerstandsfähigeren Konstitution und ihrer festeren Kleidung eher in der Lage waren, einer solchen Angriffsmethode zu widerstehen, keineswegs aber Frauen und Kinder. Sie bilden denn auch die Mehrzahl der Opfer. Besonders zahlreich finden sich die völlig verkohlten Frauen- und Kinderleichen an den Häuserwänden in den Straßen.

Die sich immer wiederholenden Berichte der Ueberlebenden, die von brennenden Frauen und Kindern sprechen und erzählen, wie Frauen mit eigener Hand ihre Kinder, sofern sie ein Fleet erreichen konnten, ins Wasser geworfen haben, sind keine Phantasieprodukte.

Nach einem deutschen Bericht vom August 1943.

HOLLAND

«De ondergedoken Camera», die untergetauchte Kamera, nannte sich eine Ausstellung von Photographien, welche in Amsterdam schon zwei Wochen nach der Befreiung des Landes zum Erstaunen der Holländer selber zu sehen war. Sie gab Einblick in eine Sammlung von einigen tausend photographischen Dokumenten, welche eine mutige Gruppe junger Leute unter Lebensgefahr zur Kennzeichnung der Besetzungszeit geschaffen hatte. Photographieren war von der Besetzungsmacht gänzlich verboten worden. Die einzelnen Leute der Widerstandsgruppe kannten einander nicht, eine versteckte, unbekannte Zentrale verarbeitete das Material, vergab Aufträge, arbeitete in doppeltem Sinn in der Dunkelkammer. Karbidlampen leuchteten an Stelle des elektrischen Lichtes. Die Apparate der Mitarbeiter steckten in Einkaufstaschen, in Aktenmappen, unter Mänteln, in harmlosen Marktkörben. Durch irgendein Loch spähte irgendwo die Linse heraus. Frauen erwiesen sich besonders geschickt, in ihren Körben oder Taschen scheinbar eifrig oder selbstvergessen kramend, erhaschten sie Bilder oft in unmittelbarer Nähe der deutschen Aufpasser. Aus diesem «Niederländischen Archiv» folgt hier eine Reihe von 12 Photographien von Cas Oorthuys und Emmy Andriesse, Amsterdam. Die holländischen Widerstandsleute haben sie uns ausgehändigt, ebenso die folgende Geschichte «Hunger», die von der gleichen Zeit redet, da die Aufnahmen entstanden.

Nachdem Fien die Tür hinter sich zugemacht hatte, hörten sie ihren Altweibertritt mühsam die Treppe hinaufsteigen. «Da hast du's, neun Uhr, und sie verschwindet wieder», sagte Juffrouw Wolsma und wandte sich ihrem Mann zu. Der Mann, kaum sichtbar in dem schwachen Lichtschein, der von einer fast hinuntergebrannten Kerze kam, zuckte mit den Achseln. «Sie geht nur einen Schluck Wasser trinken», sagte er.

«Das sagt sie», zischte Juffrouw Wolsma, flüsternd, als handle es sich um eine Verschwörung, «aber ich sage dir, sie hat da oben etwas zu essen. Und sie ißt jetzt.»

«Was kann sie denn zu essen haben?» sagte der Mann beruhigend. «Du hast ihre Lebensmittelkarte. Sie ißt immer mit uns, nicht wahr? Sie kann keine Vorräte haben, da kannst du sicher sein. Schließlich ist Fien nicht irgendeine Untermieterin. Wir kennen sie nun schon dreißig Jahre. Sie geht bei uns aus und ein.»

«Natürlich, warum auch nicht?» Ihre Stimme klang verächtlich. «Sie kommt zu uns, weil ich die Reste aufwärme, und weil immer ein bißchen Feuer übrig ist. Und Licht.»

«Meinst du das da?» fragte der Mann mit einem Nicken in der Richtung auf die Kerze, aber die Frau schrie mit einer schrillen Stimme, die vor Haß bebte: «Ich sage dir, sie ißt da oben. Jeden Abend um neun. Einen Schluck Wasser, daß ich nicht lache. Nein, unsere feine Freundin, die wir dreißig Jahre kennen, hat sich Leckerbissen aufgehoben, und nun sitzt sie da oben und schlingt sie hinunter, und wir sitzen hier und hungern.»

Und da der Mann mit den Achseln zuckte, schleuderte sie ihm die Frage ins Gesicht: «So, du glaubst es nicht? Meinetwegen, dann geh hinauf und überzeuge dich davon.»

Er sah in ihr mageres, wutverzerrtes Gesicht, und ein Gefühl des Elends kam über ihn. «Schließlich . . .» begann er, aber sie ging schon auf die Tür zu, öffnete sie halb und flüsterte flehend und befehlend zugleich: «Geh nun, Henk, ich muß es wissen.»

Er wußte selbst nicht, warum er aufstand und an seiner Frau vorbei zum Zimmer hinausging. Um es hinter sich zu haben? Aus Mitleid? Oder wollte auch er in der Tiefe seines Herzens wissen, was Fien in ihrer Stube jeden Abend machte? Auf den Zehenspitzen ging er die dunkle Treppe hinauf, aber mitten auf der Treppe blieb er stehen, plötzlich von dem Gefühl übermannt, daß er es wirklich nicht tun könnte. Sollte er wieder kehrtmachen? Aber dann würde der selbe Streit von vorne beginnen.

Von einer plötzlichen Müdigkeit befallen, setzte er sich auf eine der Treppenstufen hin und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Wie schrecklich alles war. Den ganzen Tag war von nichts die Rede als vom Essen und immer wieder vom Essen. Es begann am Morgen. Sollten wir jetzt ein Stück Brot essen oder erst später? Anna und er aßen es gewöhnlich zur gleichen Zeit, aber Fien hob es sich lieber auf. Sie aß es dann um elf Uhr allein. Das machte böses Blut. Bemerkungen fielen. «So, du hast also noch was übrig. Na schön, dann werden wir eben zusehen», pflegte Anna dann zu sagen, und er wußte niemals genau, ob sie ihr einen Stich versetzen oder ihr zureden wollte.

Irgendwo in der Ferne schlug eine Kirchturmuhr. Komisch, so auf der Treppe im Dunkeln zu sitzen. H. J. Wolsma, Magistratsschreiber seit dreißig Jahren, kriecht die Treppe hinauf zu seiner alten Freundin, um nachzusehen, ob sie ißt . . . Man könnte brüllen vor Lachen; aber es ist nicht leicht, auf leeren Magen zu lachen.

Verdrießlich saß er da, von grauer Verzagtheit festgehalten. Was hat doch jener Mann gesagt, der neben ihm Schlange stand und wie die übrigen auf Speiseöl wartete? «Wenn man schon sterben muß, warum sollte man dann nicht gut ausstaffiert sterben?» Gut ausstaffiert, gerade als ob man auf einen Ausflug ginge. Aber gerade in letzter Zeit dachte man ans Sterben anders als früher. Man dachte jetzt an einen guten Schlaf mit Haufen von Decken, und man dachte daran, daß man nicht aufstehen mußte, um sich mit dem Ofen abzuplagen, der sofort die letzten Stückchen Holz auffraß, die man mit soviel Schwierigkeit zusammengescharrt hatte, kurzum, man hatte endlich die ganze Qual überstanden, ein Leben zu erhalten, das nicht einen Pfifferling wert war.

Ueber ihm öffnete sich eine Tür, und die Stufen knarrten unter Fiens Schritten. Sie bemerkte ihn erst, als sie dicht über ihm war.

«Was . . . Henk, bist du's?» rief sie erschrocken aus. «Ja um Himmels willen, was tust du denn hier?»

«Ißt du da oben, Fien?» fragte er mühsam.

Eine Weile herrschte Schweigen. Dann kam ihre Stimme furchtsam aus der Dunkelheit: «Ja.» Schweigen. «Aber das darfst du nicht, weißt du», sagte er freundlich, als ob er ein Kind erziehen würde, «wir sitzen doch alle drei im selben Boot.» Es kam keine Antwort. Dann tränenerstickt: «Ich hatte noch ein paar Pfefferkuchen.»

«Oh», sagte er gleichgültig. Das törichte Geständnis ließ ihn kalt. Er wußte nur, daß auch Fien auf der Treppe saß, drei Stufen über ihm, und es kam ihm lächerlich vor. Aber er konnte nicht lachen. Unten knarrte die Tür. Anna.

«Henk», flüsterte sie.

«Ja», sagte er.

«Hast du es gesehen? Hat sie gegessen?»

Fiens dünne kleine Stimme sagte beinahe bekümmert: «Es waren Pfefferkuchen. Ich hätte es nicht tun sollen. Es war gemein von mir.»

«Oh», sagte Anna erschrocken. Der Mann bemerkte, daß nicht eine Spur von Triumph in ihrer Stimme war. «Gehen wir», sagte er, und versuchte, fröhlich zu erscheinen. «Gehen wir hinunter zu unserm warmen Herd, oder will Anna sich auch auf die Treppe setzen?»

Er stand auf und kam herunter mit einer kleinen Tüte in der Hand.

«Hier», sagte sie. «Drei sind noch übrig. Aber das ist alles, wirklich.»

Sie nahmen jeder eine und begannen langsam zu essen.

S. Carmiggelt

1940 — 1945

So begann es. Am 10. Mai 1940 eröffnet die deutsche Armee ihre Operationen gegen Holland. Die Bomben schlagen in die Straßen und Häuser. Eine blühende Gemeinschaft wird zum schrecklichsten «doodendans» ihrer Geschichte gezwungen. Am 15. Mai kapituliert die holländische Armee. Die Tritte der unsäglich verhaßten Besetzer erschallen von nun an auf den heimatlichen Pflastern.

Die jüdischen Quartiere werden wieder in mittelalterliche Ghettos verwandelt, die Juden vogelfrei erklärt und nach Polen verschleppt. Diese jüdischen Untertaucher wohnten zwei Jahre in einem Keller, wo sie nicht aufrecht stehen konnten. Der Portier des Gebäudes, der allein um sie wußte, versorgte sie auch. Von seiner tapferen Menschlichkeit hing ihr Leben ab.

Tag und Nacht, pausenlos bedrückt die allgemeine Gefahr alle Gemüter, die der Besetzer wie die der Besetzten, der Getreuen und der Verräter. Von England her brausen die Bomber über das Land und werfen Terrorwerkzeuge ab. Der Widerstandswille schweißt ruhige Bauern und Bürger in verwegene Terrorgruppen zusammen. Man weiß nie, was geschieht, alles ist Tarnung, jedes scheinbar harmlose Sichsonnen an einer Mauer, jedes scheinbar zufällige Zusammenkommen. Jeder Morgen bringt neue Aufrufe: «Leest de waarheid» — ein illegales kommunistisches Bulletin.

Durch Hunger und Entbehrungen erkrankt, wird dieser Junge ins Spital gebracht. Bis im August 1944 betrug die Anzahl Kalorien der zugemessenen Nahrung 1800 pro Tag, das sind 25 % zu wenig bei ruhiger Arbeit. Im Februar 1945 betrug sie noch 500 pro Tag. Der Hungertod drohte dem ganzen Volk.

Der Mangel an Heizmaterial zwang dazu, selbst Speicher und Schränke zu verholzen. Um diese Zeit entdeckte man auch, daß an Orten, wo früher beim Umladen Kohlen verschüttet wurden, noch solche zu finden waren. Hier sieht man Männer und Frauen den ganzen Tag damit beschäftigt, auf dem Terrain eines der größten Bahnhöfe von Amsterdam, der kurz vor dem Kriege wegen Modernisierung des Eisenbahnnetzes abgebrochen wurde, nach Kohlen zu suchen.

Viele Tausende Holländer, illegale Kämpfer, Menschen, die unter anderen Umständen nie mit der Polizei oder der Justiz in Berührung gekommen wären, wurden im Laufe des Krieges verhaftet. Viele, die nie ein Gefängnis von innen sahen, wurden mit dem ganzen Gefängnisleben sehr vertraut. In diesem Hof konnten die Gefangenen täglich zehn Minuten frische Luft schöpfen.

Der Radioapparat im Telephonbuch. Ein Untertaucher lauscht nach geheimen Sendern, um Berichte für die freie Presse zu sammeln.

Der Hunger des Winters 1944/45: Verglichen mit dem vorausgegangenen Winter, stieg die Sterbezahl der Männer um 23 %, die der Frauen um 75 %, die der Kinder unter einem Jahr um 169 %. Dieser Mann ist auf der Straße vor Hunger ohnmächtig geworden.

Endlich ist die Befreiung gekommen. Die inländischen Streitkräfte arretieren Nationalsozialisten. Die Bewohner der Straße helfen mit.

Wo die Lebensnot groß ist, nehmen sie die Frauen und Mütter erst recht auf sich. Sie geben Männern und Kindern von ihrem Eigenen und darben dafür um so mehr. Vor dem Kriege völlig unbekannte Nahrungsmittel kamen auf: Tulpenzwiebeln, Zuckerrüben, Möhren, Krähen, Brennesseln, Patentöl, Paraffine. Im Schwarzhandel wurden dafür hohe Preise bezahlt.

Der «doodgraver» wartet, bis er wieder seinen Rückweg antreten kann.

Amsterdam 1945. Es fehlen Schuhe und Kleider, um in die Schule zu gehen. Für die hungernden Kinder gab es schließlich keine Milch und Butter mehr. Sie bekamen täglich eine Schnitte Brot und eine Kartoffel mit etwas Zuckerrübe.

Gefahr und Gefährdung in der Erziehung

Von Elisabeth Rotten

Es gibt gesunde Gefahren, die der Jugend nicht erspart werden dürfen. Sie sind notwendig zur Uebung und Erstarkung der Widerstandskraft. Ein altes Wort sagt: «Jungen müssen gewagt werden.» Es wäre ein Fehler, diese Gefahren, wie das volle Leben sie bietet, einfach aus dem Wege zu räumen. Vielmehr lautet die Aufgabe, die Jugend stark zu machen, um sie zu bestehen.

Zu ihnen gehören zum Teil auch die inneren Gefahren, die niemals aufhören. Sie sind um so größer, je reicher und vielseitiger die Natur eines Menschen ist. Der Erzieher weiß um ihren Reichtum in der werdenden Seele. Durch Anregung zur Selbsterziehung und zum Ringen um Selbstachtung vermag er der Jugend das Rüstzeug an die Hand zu geben, sie produktiv zu wenden: gestärkt aus ihnen hervorzugehen oder aus Niederlagen neuen Auftrieb zu gewinnen. Denn Niederlagen, äußere oder innere, hinnehmen und verarbeiten, bleibt für jedes Alter ein wichtiger Teil der Lebenskunst – je früher geübt, desto sicherer erworben.

Dennoch gibt es Gefährdungen, die des Erziehers wachsames Auge und, je nachdem, behutsame oder auch kräftig eingreifende Schutzmaßnahmen fordern. Es sind Umweltgefahren und solche psychologischer Art, die beide unmerklich ineinander übergreifen. Werden sie nicht abgewehrt oder verhütet, so gerät der noch nicht gefestigte Jugendliche in den Gefahrenbereich der Verwahrlosung. Wir erleben sie in normalen Zeiten durch Mangel an Wohnstubengeist, zu frühes Hinausstoßen in die Masse, Mißhandlung oder Ausbeutung im zarten Alter; durch plötzliche berufliche Verantwortung ohne allmähliches Hineinreifen als Frucht rechtzeitiger Erziehung zur Selbständigkeit; als Folge der Versuchungen des modernen öffentlichen Lebens, das den Sexus hochpeitscht, ehe die seelische Reifung zur wahren Liebe eintreten kann. In Kriegs- und kriegsgeprägten Zeiten mehren und verschärfen sich die Gefahren: durch Auflösung der Rechtsbegriffe, Sprengung der Familienbande, Ueberspringen von Entwicklungsstufen durch Uebernahme von Erwachsenenaufgaben bis zum Umherschweifen jugendlicher Banditengruppen. Es fehlt dieser Jugend die Geborgenheit, in der sich das wertvollste Abwehr- und Ausgleichmittel aus eigenen Kräften entfalten kann: das freie Spiel.

Auch die sozialen Gefahren normaler Zeiten können und dürfen nicht samt und sonders aus dem Lebenskreise der Heranwachsenden ausgeschaltet werden. Unter ihnen sind solche, die ihnen später wieder begegnen werden und die sie kennen müssen, um sich an ihnen zu bewähren. «Zu den psychischen Epidemien gehören Massenneurosen und -psychosen, Massenverwahrlosung und Kriminalität. Ihr Ausbruch ist — soweit es sich um den seelischen Sektor handelt — ein Beweis dafür, daß breite Schichten eines Volkes den normalen Angst- und Gefahrsituationen des Lebens nicht gewachsen sind. Sie wurden in ihrer Kindheit von unzureichenden Menschen erzogen.» (Heinrich Meng, Zwang und Freiheit in der Erziehung, 1945.)

Aber ein großer Teil dieser Umweltgefahren ist ungesund und verderblich, und es ist Aufgabe der Erzieher, an ihrer Beseitigung zu arbeiten, wo immer es möglich ist: durch allgemeine Umgestaltung einer kindesfeindlichen Welt, und im Einzelfall oft durch einen radikalen Milieuwechsel; durch unaufdringliches Heranbringen anderer Werte, an denen verwildertes Triebleben sich reinigen, verstörtes Seelenleben sich aufrichten kann. Wie die pädagogische und die soziale Bemühung, wird die Wirkung doppelseitig sein: die Gefahr wird vermindert, die Fähigkeit, ihr zu begegnen, gesteigert.

Von der äußern und innern Lage eines großen Teils der Nachkriegsjugend kann sich jeder, der sich die Zustände in den betroffenen Ländern vergegenwärtigt, ein Bild machen. Können wir aus der Weise, wie man nach dem ersten Weltkrieg versucht hat, diese Probleme zu lösen, auch heute lernen? Der Art nach waren jene Gefährdungen sehr ähnlich, wenn auch nach Umfang und Intensität unvergleichlich schwächer.

Wie Rußland mit der Plage der «Besprisornis», seinen verwahrlosten Kindern, mit positiven Mitteln fertig geworden ist, hat der Film «Der Weg ins Leben» in ergreifender Weise dargestellt, und seine Wahrheit ist von vielen Seiten bezeugt worden. Daß ein Karl Wilker noch während des ersten Weltkriegs den Mut hatte, die Gitterstäbe seiner «Anstalt» von den Jugendlichen selber durchsägen zu lassen — als Symbol für das neue Leben einer das Gute suchenden Jugendgemeinschaft, die daraus entstand —, war das Signal für die längst im stillen vorbereitete «Revolution der Fürsorgeerziehung», die in den zwanziger Jahren, wie andere Länder, auch die Schweiz erfaßt hat. In Wien hat der Leiter des Jugend-Fürsorgewesens der Stadt, A. Aichhorn, ein vorbildliches Werk der Wiedereinordnung fehlgeleiteter Jugendlicher geleistet, dessen (leider vergriffener) Rechenschaftsbericht «Verwahrloste Jugend» (Wien 1931) auch für unsere Tage eine frische und reiche Quelle bedeutet. In England haben Anna Freud und Dorothy Burlington in sorgfältigster Beobachtung an evakuierten oder kriegsverwaisten Kindern («Young Children in War Time» und «Infants without Families» (London 1943 und 1944) Material und wohldurchdachte Schlußfolgerungen und Hinweise zusammengestellt, mit denen sie denen helfen möchten, die in andern Ländern vor ähnlichen Nöten stehen. — So möge sich Hölderlins Wort erfüllen:

«Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.»

Tödliche Kinderunfälle

Von Fritz Schwarz

Ihre Abklärung gehört mit zum Aufgabenbereich der gerichtlichen Medizin. Bei keinen andern Untersuchungen fühlt sich der Gerichtsarzt in gleicher Weise bekümmert und mitbeteiligt. Auch das Schicksal des tödlich verunglückten Erwachsenen erfüllt ihn mit tiefer Anteilnahme, doch ist sie andersartig, mehr verständiger Ueberlegung als unmittelbarer Regung des Herzens entspringend. Warum der Unterschied?

Im Unfallgeschehen, das den Erwachsenen trifft, finden wir häufig Elemente, die uns den fatalen Ausgang vernunftsgemäß erklären lassen und die dadurch unser Gewissen einschläfern. In einer großen Gruppe von Unfällen Erwachsener können wir eine Schuld oder Mitschuld des Verunglückten feststellen. Die objektive Untersuchung ergibt beispielsweise, daß ein Alkoholrausch vorlag: an harmloser Stelle ist der Betrunkene vom Weg abgekommen, wegen einer geringfügigen Verletzung liegengeblieben und erfroren oder in einem Wassertümpel ertrunken. Andere Beispiele: bei der Arbeit wurden Sicherungsvorschriften aus Leichtsinn oder Nachlässigkeit außer acht gelassen, und die Folge ist eine tödliche Verletzung. Immer wieder stoßen wir auf solche Situationen. Der Dachdecker, der unangeseilt arbeitet, stürzt in die Tiefe; der Elektriker, der es für überflüssig hält, vor der Reparatur den Strom auszuschalten, erliegt dem Kontakt; der Chauffeur, der mit seinem Generator in der Garage unsachgemäß umgeht, vergiftet sich mit Kohlenoxyd. Bei einer andern Gruppe von Unfällen liegt kein Selbstverschulden vor, sondern eine Verkettung von Zufälligkeiten, oft auch fremde Schuld, führten zum Unheil. Wie mancher Arbeiter kommt in dieser Weise um als Opfer seines Berufes und wird ruhmlos begraben.

Der tödliche Kinderunfall trägt nun ein ganz anderes Gepräge: es fehlt jede Schuld oder Mitschuld von seiten des Opfers, es fehlt aber auch der höhere Sinn eines Einsatzes für ein überpersönliches Ziel, den wir dem Arbeitstod des Erwachsenen wohl unterlegen können. Das Kind kann nicht schuldhaft handeln. Es hat nicht das Erfahrungsgut des Erwachsenen, es besitzt keine zusammenhängende Vorstellung von der Gefahr, keinen Einblick in technisches Geschehen und in die Gesetze von Ursache und Wirkung. Alle diese Dinge muß es erst kennen und begreifen lernen, und dazu helfen dem intelligenten Kinde hauptsächlich jene Eigenschaften, die wir als typisch für kindliches Denken und Handeln empfinden: die Neugier, der Spieltrieb, die Entdeckerfreude, die Spontaneität im Fühlen und im Entschluß. Aus dieser Konstellation heraus ist das Kind für eine Reihe von Unfällen in besonderer Weise disponiert. Keine Unfallversicherung dürfte wagen, ihre Leistungspflicht bei einem Kinderunfall abzulehnen oder zu reduzieren, mit dem Einwand, es liege ein schuldhaftes Verhalten, d. h. grobe Fahrlässigkeit von seiten des Kindes vor. Schuldhaft beziehungsweise fahrlässig handeln kann in einer bestimmten Situation nur, wer fähig zu deren Beurteilung ist; dem Kind wird diese Urteilsfähigkeit im allgemeinen abgehen.

Schon in den ersten Lebensmonaten wird die Neugier im Kinde wach; bald stellt sich auch der Spieltrieb ein. Beide bringen das Kind in Gefahr. Wie oft nimmt es einen glänzenden Gegenstand in den Mund. Das Verschlucken ist meist bedeutungslos. Erfolgt aber eine Verletzung der Speiseröhre oder ein Eindringen in die Luftwege, dann kann es zur tödlichen Infektion oder zur Erstickung kommen. In einem etwas späteren Lebensabschnitt stoßen wir nicht selten auf folgende Situation: die Eltern hängen über dem Bettchen an einer Schnur ein Spielzeug auf. Die Händchen greifen darnach; das Kind richtet sich an der Schnur auf, legt sich dieselbe um den Hals, sinkt zurück und wird erhängt aufgefunden. Aehnlich ist der Todesmechanismus, wenn ein Kind, damit es nicht stürze, durch Bändervorrichtungen im Bettchen oder auf dem Kinderstuhl festgehalten wird. Es sucht sich zu befreien, rutscht in die Bänder und erstickt.

Die Entdeckerlust führt, sobald sich das Kind fortbewegen kann, zur «Eroberung des Raumes». Als Folge davon beobachten wir Stürze aus Fenstern und über Geländer. Immer wieder ist festzustellen, wie die Fähigkeit des Kleinkindes, zu klettern, Fenster und Läden zu öffnen, unterschätzt wird.

Verschlucken giftiger Substanzen bedingt akute Vergiftungen. Der kindliche Organismus ist giftempfindlicher als derjenige des Erwachsenen. Das geringe Körpergewicht läßt schon kleinste Mengen zur Wirkung kommen. Die fehlende Differenzierung des kindlichen Geruch- und Geschmacksinns führt zur Einverleibung von Substanzen, gegen die der Erwachsene geschützt ist. Für die Umgebung erwächst die Pflicht, alle schädlichen Stoffe aus dem Greifbereich des Kindes zu entfernen. Die Hausapotheke soll verschlossen sein. Putzmittel sind so aufzubewahren, daß sie dem Kind unzugänglich sind. Substanzen zur Vernichtung von Schädlingen müssen so ausgelegt werden, daß sie das Kind nicht finden kann.

Die Entdeckerfreude führt zu einer weiteren Gruppe von Kindertodesfällen, über die wir fast täglich in der Tagespresse lesen: das Kind greift nach einem Gefäß, das heiße Flüssigkeit enthält, wird von derselben überschüttet und stirbt am Verbrühungstod. Gegen die Verbrühung ist der kindliche Organismus wehrlos; schon kleine Flächen verbrühter Haut genügen, um den Tod herbeizuführen. Der Sturz in den Waschzuber, der, mit heißer Lauge gefüllt, am Boden steht, der Sturz in die unbedeckte Jauchegrube oder in das im Garten eingegrabene Wasserfaß sind Beispiele für ähnliche Situationen. Es mag auffallen, wie wenig Kinderunfälle dem elektrischen Strom oder, durch Spielen mit den Hähnen, dem Kochgas zur Last zu legen sind. Die Seltenheit des elektrischen Unfalles beim Kleinkinde spricht für die gute technische Konstruktion der Anschlußgeräte. Daß Vergiftungen mit Kochgas so wenig häufig vorkommen, mag darin liegen, daß der Hauptahn bei Nichtbenützung des Herdes meist geschlossen ist oder daß, bevor eine Vergiftung eingetreten ist, der Erwachsene dazwischentritt.

Einer spätern Altersstufe gehören die Unfälle auf der Straße an. Im Vordergrund steht als Verursacher das Automobil. Die Kriegsjahre ließen zwar den tödlichen Verkehrsunfall stark in den Hintergrund treten. Bald aber wird das Motorfahrzeug aufs neue die Straße beherrschen und seine Opfer fordern, auch unter den Kindern. Vom Erwachsenen dürfen wir voraussetzen, daß er sich im Verkehr korrekt benehme; durch konsequente Erziehung mag es gelingen, auch das schulpflichtige Kind zu einigermaßen vernünftigem Verhalten auf der Straße zu bringen. Das Kind im vorschulpflichtigen Alter aber wird in besonderem Ausmaß gefährdet bleiben. Die ganze Verantwortung zur Verhinderung von Unfällen liegt hier bei den Erwachsenen. Der einzig folgerichtige prophylaktische Gedanke ist der folgende: *das Kind im vorschulpflichtigen Alter gehört nicht auf die Straße, sondern auf den Spielplatz.* Wo keine Spielplätze zur Verfügung stehen, sind Abschnitte von Nebenstraßen zeitweise für den Durchgangsverkehr zu sperren.

Es wurde eingangs gesagt, der tödliche Kinderunfall trage ein ganz anderes Gepräge als der Unfall des Erwachsenen: es fehle jede Schuld von seiten des Opfers, es fehle aber auch der höhere Sinn, den wir so oft dem

Arbeitstod des Erwachsenen unterlegen dürfen. Hinzu kommt ein drittes Moment: fast regelmäßig ist beim Kinderunfall eine fremde Schuld vorhanden. Gelegentlich ist sie derart groß, daß sie strafrechtlich erfaßt werden kann; es kommt dann zur Anklage wegen fahrlässiger Tötung. Meist aber ist das Verschulden so subtil, so schwierig zu umschreiben und zu beweisen, daß eine strafrechtliche Ahndung von vornherein außer Betracht fällt. Im Vorhandensein dieser fremden Schuld liegt der Kern des Unterschiedes zwischen dem Unfall des Kindes und des erwachsenen Menschen; darin liegt letzten Endes wohl auch der Grund, warum uns Kinderunfälle so sehr bedrücken und bekümmern. In dieser Mitschuld findet sich aber auch ein tröstlicher Hinweis: *Kinderunfälle können verhindert werden; das Verhalten des Erwachsenen ist dabei entscheidend.*

Der berufsgefährdete Mensch

Von F. Zollinger

Die Hauptgefahrenquellen des Berufstätigen sind sowohl in der Außenwelt wie auch im Menschen selbst zu suchen. Die nachfolgende Uebersicht, die keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, soll Aufschluß über die Art der Schädigungsursachen geben.

1. Gefahrenquellen außerhalb des Arbeitenden: a) Gesundheitlich unrationelle Arbeitsformen, zum Beispiel Rekordarbeit, andauernde Nachtarbeit usw. (Folge: Ueberanstrengungsschäden); b) Arbeitsraum (Größe, Beleuchtung, Temperatur, Lüftung, Reinlichkeit usw.) (Folgen: Rheumatismus, Augenschäden usw.); c) Art der Maschinen und Werkzeuge (Folgen: Unfälle, zirka ein Sechstel aller Betriebsunfälle steht mit Maschinen und mechanischen Transportmitteln in Zusammenhang); d) Arbeit mit giftigen Stoffen (Folgen: akute und chronische Vergiftungen).
2. Gefahrenquellen im Menschen: a) Lebenshaltung, Reinlichkeit, Alkoholkonsum usw.; b) Neigung zu Unvorsichtigkeit (sog. «Unfaller»); c) Alter (Empfindlichkeit der Jugendlichen gegenüber verschiedenen gewerblichen Giften; die Lehrlinge haben verhältnismäßig häufiger Unfälle als die Aelteren); d) Konstitution und Disposition, Mangel an Anpassungsfähigkeit.

Verschiedene Konstitutionstypen versagen leichter als andere. Eine gewisse Rolle in der Ursachenreihe, besonders hinsichtlich der beruflichen Vergiftungen, spielt auch die Disposition. Es gibt Menschen, die auf Grund einer unter Umständen angeborenen Ueberempfindlichkeit auf ein Gift ungewöhnlich rasch und stark reagieren. Die verschiedene Art der Reaktion kann zum Beispiel durch chemische Konstitutionsunterschiede bedingt sein. «Diese Empfindlichkeiten werden meiner Meinung nach allzu sehr, fast leichtfertig, als in der Summe der Menschen nicht beachtenswerte persönliche Minderwertigkeiten, persönliche Ueberempfindlichkeiten oder Idiosynkrasien hingestellt und damit Wesenhaftes als Gefahrsymptom abgelehnt, wenn nicht lächerlich gemacht» (Zangger).

Die Zahl der während der Betriebsarbeit durch einmalige außergewöhnliche und von außen einwirkende Gewalten bedingten Gesundheitsschäden *(Unfälle)* betrug 1941 allein in der obligatorischen Unfallversicherung 154781. Davon waren 2818 Invaliditäts- und 358 Todesfälle. Dazu kommen noch die bei der Militärversicherung, den privaten Gesellschaften versicherten sowie die nicht versicherten Unfälle.

Die durch chronische Aufnahme eines beruflichen Giftes entstandenen Schädigungen *(berufliche Vergiftungen)* sind in der Schweiz zahlenmäßig von geringerer Bedeutung als die Unfälle. So hat die Schweizerische Unfallversicherungsanstalt *(Suva)* im Jahre 1941 bei 1087 Versicherten, die infolge Aufnahme eines Giftes während der Arbeit erkrankten, gesetzlich oder freiwillig Leistungen ausgerichtet. Besonders gefährdet sind die Arbeiter, die im Quarzstaub oder mit Lösungsmitteln, Blei, Quecksilber, Anilin, Chlor und seinen Verbindungen, Zement, Farben, Laken und Beizen usw. arbeiten.

Ganz neue und vermehrte Gefahrenquellen hat der Krieg geschaffen, zum Beispiel die Munitionsindustrie (Quecksilbervergiftungen), ferner die Verwendung des Holzgases statt des Benzins in Automobilen (Kohlenoxydvergiftungen) usw.

Die obigen, relativ kleinen Zahlen der gewerblichen Vergiftungen geben aber keineswegs ein getreues Spiegelbild der tatsächlichen Verhältnisse, denn bei weitem nicht alle derartigen Gesundheitsstörungen werden als solche erkannt und der Versicherung angemeldet, andere entbehren des Versicherungsschutzes.

Rein gewichtsmäßig, in ihren Folgen erschreckend, steht heute unter den Berufskrankheiten die *Silikose* an erster Stelle. Die Erkrankung ist Folge der Einwirkung vor allem des Quarzstaubes (Siliziumdioxyd, freie Kieselsäure) auf die Lungen. Die Quarzstäubchen gelangen mit der Atemluft durch Mund und Nase in die tieferen Atmungsorgane. Ein Teil wird in den obern Luftwegen, vor allem in der Nase, abgefangen und wieder herausbefördert. Die Lungenbläschen erreichen nur die deswegen besonders gefährlichen allerkleinsten Quarzstäubchen von der Größe etwa von weniger als 10 µ (1 µ = $^1/_{1000}$ mm). Hier werden die schützenden, abführenden Lymphdrüsen verstopft. Der Quarz verursacht auf chemischem Wege eine Wucherung des Bindegewebes. Es treten im Röntgenbild sichtbare, kleine, derbe Knötchen auf, zuerst in geringer Zahl, später gehäuft, so daß man von «Schneegestöberlunge» spricht (Bild Seite 13). Mit fortschreitendem Wachstum können diese Knötchen zu größern Knoten verschmelzen, so daß dann bei der Röntgenuntersuchung ein Bild entsteht, wie es auf Seite 12 dargestellt ist. Durch diese Verdichtungen wird die zur Atmung notwendige Oberfläche des Lungengewebes verkleinert, die lebensnotwendige Zufuhr von Sauerstoff in den Körper und die Abgabe der schädlichen Kohlensäure werden erschwert. Das Herz muß vermehrt arbeiten und kann schließlich versagen.

In einer Großzahl der Fälle wird die Silikose schon zu Beginn oder erst in ihrem Verlauf durch eine Lungentuberkulose kompliziert, denn die Quarzstaubkrankheit neigt dazu, die Entwicklung einer Tuberkulose zu begünstigen oder den Ablauf einer vorbestandenen Phthisis zu beschleunigen.

Besonders gefährdet für diese Erkrankung sind Mineure, Steinbrucharbeiter, Steinhauer, Sandstrahler, Gußputzer, Ofenarbeiter, Feilen- und Metallschleifer, Arbeiter in der keramischen Industrie, vorausgesetzt, daß der Staub, der sich bei ihrer Tätigkeit entwickelt, freie Kieselsäure (Quarz) enthält.

Diese typische Berufskrankheit wurde in andern Ländern schon im vorigen Jahrhundert erkannt und weitgehend analysiert. Zangger hat 1906—1914 gemeinsam mit dem damaligen eidgenössischen Fabrikinspektor Dr. Wegmann in Steinschleifereien solche Erkrankungen verfolgt und die Unternehmungen zu Entschädigungen veranlaßt, wohl die ersten Silikosefälle in der Schweiz, deren Zusammenhang mit der Arbeit erfaßt wurde. 1916 hat Dr. Staub in Zürich als erster Schweizer

darüber eine Arbeit veröffentlicht, die aber nicht genügend Beachtung fand. Heute wird ihre Bedeutung überall anerkannt. In einzelnen Staaten, zum Beispiel in Amerika, sind den Gesundheitsämtern und Versicherungen besondere Fachabteilungen für Silikose eingegliedert. Die Suva ist diesem Beispiel bereits gefolgt.
Die Belastung der Suva durch Berufskrankheiten und andere durch die Arbeit entstandene Gesundheitsschäden betrug im Jahr 1941 insgesamt 1¾ Millionen Franken, woran die Silikose allein mit rund einer Million beteiligt war.
Der außerordentlich großen Gefahr hat der Bundesrat, wenigstens bei den Arbeiten im Stollen-, Tunnel- und Bergbau, durch genaue Vorschriften über Verhütungsmaßnahmen technischer und medizinischer Natur Rechnung getragen.

Der Weg zur Gefahrenerkenntnis ist immer noch mit mancherlei Hindernissen besät. Neue Konstruktionen, neue chemische Verfahren und Verwendungsarten von beruflichen Giften lösen sich in jagender Folge ab. Das durch das Recht stark geschützte Fabrikgeheimnis, der Patentschutz usw. erschweren die Erkenntnis der Gefahr. «In den letzten fünfzig Jahren ist in vielen Gebieten die Sicherheit der Nachweisapparatur für ganze Serien von typischen Substanzen außerordentlich stark gesteigert worden, zum Beispiel auf das hundert- ja tausendfache (durch optische und elektrische Methoden), währenddem die früher gebräuchlichen Beweismittel — wie zum Beispiel die Zeugenangaben — nach wissenschaftlichen Untersuchungen der Psychologen und Kriminalisten aus vielen Gründen immer unzuverlässiger werden» (Zangger). Die frühern Arbeitsverfahren haben eine grundlegende und wiederholte Umgestaltung erfahren, die Arbeitstypen und Arbeitssituationen wechseln täglich. «An Stelle der alten mechanischen Arbeitsweisen treten überall mehr die physikalisch-chemischen und chemischen Elementarprozesse. Entdeckung folgte auf Entdeckung; die neuen, auch an sich tief veränderten wissenschaftlichen Vorstellungswelten durchsetzen immer tiefer auch die Technik», so schreibt Zangger. Er nennt als Beispiele einer schnellen Umwandlung: die Umstellung des ganzen Transportgewerbes und der gesamten Transporteinrichtungen, fast aller technischen Forschungsverfahren, Vervielfältigungsmethoden, Reinigungs-, Dichtungs-, Mal- und Lackierverfahren, Düngtechnik in der Landwirtschaft, Chemie der Düngstoffe, der physikalisch-chemischen Schädlingsbekämpfung. Die Entwicklung der Technik hat die Erfindung einer immer größern Zahl chemischer Gebilde, auch solcher unerwünschter Art, zur Folge. «Diese Stoffe steigen meist etwa linear; die Gefahr steigt nach ganz andern Gesetzen, nämlich exponentiell überraschend. Sie bleibt also anfangs unsichtbar, existiert praktisch nicht, um dann mit mathematischer Sicherheit in Abhängigkeit von der Konzentration zu einem nicht voraussehbaren Moment anzusteigen. Solche immer wieder sich zeigende mathematische Abhängigkeiten beherrschen die Realität viel stärker als wir uns im allgemeinen vorstellen» (Zangger). Für sich allein ungiftige oder nur wenig giftige Stoffe können zum Beispiel, kombiniert mit andern oder in besonderer Umgebung, etwa in erwärmten Räumen, bei bestimmten Wandbelägen, zu hochgiftigen Stoffen und zu Gefahrenquellen erster Ordnung werden. Zangger gebührt das Hauptverdienst, auf diese neuen Gefahren aufmerksam gemacht zu haben. Es sind dies zum Beispiel, wenn man sich an die chronologische Folge seiner Veröffentlichungen hält, diejenigen durch die Arbeit im Tunnelbau; in der elektrischen Industrie; bei Verwendung verschiedener gleichzeitig oder nebeneinander wirkender Gifte; durch nitrose Gase; durch Azetylen; durch Teer; durch Nebenprodukte; durch Lösungsmittel (Spritzverfahren, Lederklebestoffe, Putzmittel, Feuerlöschmittel); durch Arbeit im Innern von geschlossenen Behältern (Reservoirs, Tanks usw.); bei der modernen Ungeziefer- und Schädlingsbekämpfung; durch Inhalation von Quarz- und radioaktivem Staub usw.
Es ist unter anderem Aufgabe der Arbeitsphysiologie, Arbeitshygiene und Toxikologie, die Berufsgefahren zu erfassen und gemeinsam mit den technischen und chemischen Wissenschaften Wege zur gänzlichen Ausschaltung oder wenigstens deren Auswirkungen einschränkenden Maßnahmen zu weisen. An der Bekämpfung der Berufsgefahren sind beteiligt der Techniker und Chemiker, der Mediziner, der Pathologe und nicht zuletzt auch die Allgemeinheit. Es ist Sache vor allem des Staates, dem die Ueberwachung der Gesundheit der Bürger zukommt, sowie seiner Organe, in der Schweiz zum Beispiel der Fabrikinspektorate, der Unfallversicherungsanstalt, dafür besorgt zu sein, daß diese Maßnahmen im Rahmen des Möglichen durchgeführt werden.
Die Gesundheit des einzelnen Bürgers stellt einen wesentlichen Teil des Vermögens eines Staates dar. Es gehört zu dessen vornehmsten Pflichten, durch vorsorgliche Maßnahmen dieses Gut vor Schaden zu bewahren oder sogar zu vermehren. Ganz besonders gilt dies für den unselbständig Erwerbenden, vor allem für den Minderbemittelten. Die Fürsorge des Staates für den berufsgefährdeten Menschen findet ihren Ausdruck in zahlreichen Verordnungen und Gesetzen der Kantone, vor allem aber in den folgenden zwei Gesetzen des Bundes:
1. Bundesgesetz betreffend die Arbeit in den Fabriken vom 18. Juni 1914 und seine Abänderungen sowie die mehrfach ergänzte Vollzugsverordnung des Bundesrates vom 3. Oktober 1919. In diesem sogenannten *Fabrikgesetz* wird unter anderem hervorgehoben, daß der Fabrikinhaber verpflichtet ist «zur Verhütung von Krankheiten und Unfällen alle Schutzmittel einzuführen, die nach der Erfahrung notwendig und nach den gegebenen Verhältnissen anwendbar sind». Gesetz und Verordnung betonen unter anderem die Notwendigkeit einer zweckmäßigen Fabrikhygiene (Größe der Arbeitsräume, Reinhaltung, Luftfeuchtigkeit, Beleuchtung, Heizung, Ventilation, Waschgelegenheiten, Bereitstellung der zur ersten Behandlung von Kranken und Verletzten erforderlichen Mittel usw.). Vorschriften baulicher Natur sorgen dafür, daß die Schäden des Arbeitsmilieus weitgehend ausgeschaltet oder wenigstens reduziert werden können. Die Aufstellung von besonders gefährlichen Maschinen, zum Beispiel Dampfkesseln, Druckbehältern, Steinkohlengas- und Wassergasanlagen, Azetylenapparaten, Explosionsmotoren, Transmissionen usw., wird zur Verhütung von Unfällen geregelt. Ferner enthalten Gesetz und Verordnung Vorschriften über die Dauer der Arbeits- und Ruhezeit, die Beschäftigung weiblicher und jugendlicher Personen. Der Vollzug des Gesetzes ist den Kantonen übertragen, die Oberaufsicht obliegt dem Bundesrat. Als Kontrollorgane wirken die dem Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit unterstellten eidgenössischen Fabrikinspektorate in Lausanne, Aarau, Zürich und St. Gallen. Ihre Haupttätigkeit besteht in der Begutachtung von Baugesuchen und Inspektionen der dem Gesetz unterstellten zirka 9000 schweizerischen Fabriken, wobei nach allem gefahndet wird, was dem Arbeiter schaden könnte. Sie erlassen entsprechende Weisungen an den Fabrikinhaber. Sie befassen sich vor allem mit der Arbeitshygiene.
2. Bundesgesetz über die Kranken- und Unfallversicherung vom 13. Juni 1911 (KUVG) ergänzt durch das Gesetz vom 18. Juni 1915 und verschiedene bundesrätliche Verordnungen.
Nach diesem Gesetz sind versichert alle Unfälle, die in den der obligatorischen Versicherung unterstellten Betrieben entstehen, wozu auch die Gesundheitsschädigungen durch einmalige Aufnahme irgendeines Giftes gehören, ferner, unter bestimmten Voraussetzungen, eine Großzahl der Erkrankungen auf Grund einer mehrfachen, also chronischen, Einwirkung eines chemischen Stoffes während der Berufsarbeit (Berufskrankheiten). Der Bundesrat hat ein Verzeichnis derjenigen Stoffe aufgestellt, für deren schädliche Auswirkungen die Versicherungsanstalt zu haften hat und auf die neben den Unfällen sich ihre Verhütungspflichten beziehen. Diese «Giftliste» umfaßt zurzeit mehr als hundert Stoffe. Gewichtsmäßig wird damit der Großteil der beruflichen Gifte erfaßt, nicht aber zahlenmäßig.
Das Giftverzeichnis wurde auf Veranlassung der Suva durch den Bundesrat bereits mehrfach ergänzt, zuletzt durch Aufnahme des Quarzes (Siliziumdioxyd). Diese Form der Abgrenzung der Haftbarkeit der Versicherung durch eine Liste birgt verschiedene schwerwiegende Nachteile in sich. Vor allem fallen die durch neue, nicht in der Liste enthaltenen Stoffe verursachten Gesundheitsschädigungen nicht unter die gesetzliche Haftung der Versicherungsanstalt. Um diese Lücke auszufüllen, übernimmt die Suva unter gewissen Voraussetzungen derartige Krankheiten freiwillig, so daß also praktisch in der Schweiz für die Großzahl der beruflichen Vergiftungen in den vom KUVG erfaßten Betrieben durch finanzielle Hilfe in weitem Umfang gesorgt ist. Von einem vollkommen befriedigenden Zustand sind wir aber heute noch weit entfernt. Vor allem können mit den derzeitigen gesetzlichen Bestimmungen immer noch nicht alle beruflichen Vergiftungen erfaßt werden, denn «der Großhandel, der ausländische wie der inländische, kann heute unter irgendeinem Phantasienamen oder Musterschutz-

namen ohne Deklarationszwang, auch ohne Strafe bei falscher Deklaration, die schwersten Gifte mit Zwecknamen einführen. Wenn sie einmal auf dem Territorium der Schweiz sind, werden sie natürlich beliebig verkauft» (Zangger). Es ist zu hoffen, daß durch neue gesetzliche Regelungen, zum Beispiel durch das im Wurfe sich befindende Bundesgesetz über die Arbeit im Handel und in den Gewerben diese Tatsache aus der Welt geschafft wird und daß auch anläßlich einer Revision des KUVG die Versicherungspflicht der Anstalt ausgedehnt wird.

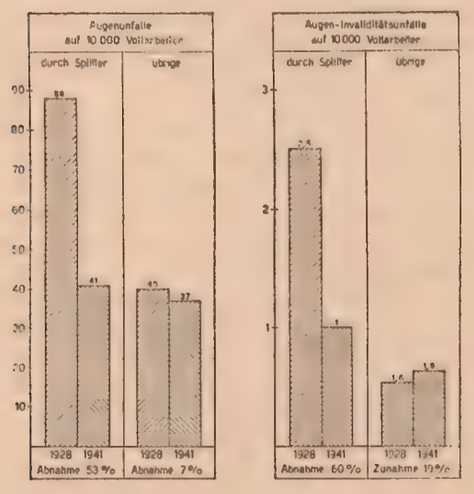
Durch Gesetz und Verordnungen sind der obligatorischen Versicherung in der Schweiz zurzeit mehr als 50000 Betriebe unterstellt, darunter diejenigen, für die auch das Fabrikgesetz Anwendung findet.

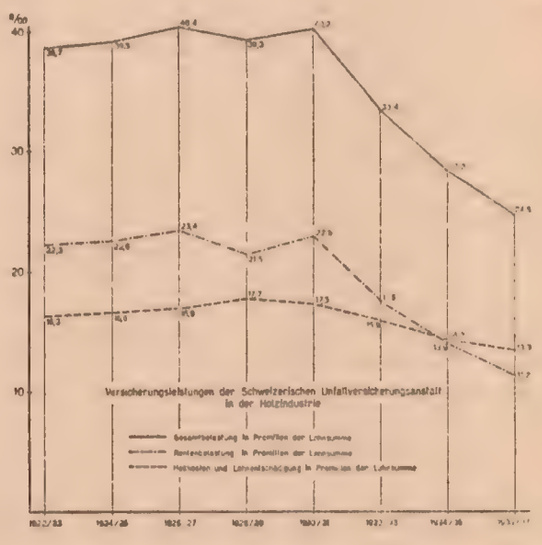
Auf Grund ihrer Erfahrungen und nach Rücksprache mit den interessierten Berufsverbänden veranlaßt die Suva den Bundesrat zur Herausgabe von Verordnungen. Die zurzeit bestehenden Verordnungen betreffen: Aufstellung und Betrieb von Dampfkesseln und Dampfgefäßen (1925), Verhütung von Unfällen bei Sprengarbeiten (1933), bei Caissonarbeiten (1933), bei Verwendung von Kalziumkarbid und Azetylen (1934), Aufstellung und Betrieb von Druckluftbehältern (1938), Verhütung von Unfällen im Kaminfegergewerbe (1939), bei Hochbauarbeiten (1940) und Verhütung von Bleivergiftungen bei der Herstellung und Verwendung bleihaltiger Anstreichstoffe (1942). Außerdem hat die Anstalt bei der Ausarbeitung der Bestimmungen zum Bundesratsbeschluß über die Bekämpfung der Quarzstaublunge (Silikose) im Tunnel-, Stollen- und Bergbau (1944) mitgewirkt.

Zurzeit befaßt sie sich mit dem Ausarbeiten von Entwürfen zu Vorschriften und Verordnungen betreffend: Verhütung von Unfällen an Schleifmaschinen; im Betrieb von Luftseilbahnen mit Personenbeförderung; bei der Lagerung von Benzin in unterirdischen Tanks; bei der Verwendung von Salpetersäure; bei Verchromungsanlagen; beim Anlegen von Gräben für Kanalisationen, Gas- und Wasserleitungen, Drainagen und Fundamenten usw.; in Kiesgruben; beim Unterhalt und der Reinigung von Tanks, welche der Lagerung brennbarer Flüssigkeiten oder brennbarer Gase dienen; beim Betrieb von Gasgeneratoren; bei Farbspritzanlagen, in denen halogenisierte Kohlenwasserstoffe verwendet werden usw.

Ein weiteres wichtiges Betätigungsfeld der Versicherungsanstalt besteht im Studium und der Konstruktion verschiedenartiger Schutzmittel. Es steht ihr zu diesem Zwecke eine Versuchswerkstatt zur Verfügung. Ihr technischer Dienst sorgt dafür, daß die von ihr geschaffenen Apparate in einwandfreier Ausführung hergestellt, sachgemäß angebracht und verwendet werden. Für die Montage der Schutzvorrichtungen stellt die Anstalt den Betrieben eigene Monteure zur Verfügung, und nach Anbringung wird die Handhabung durch geübte Maschinisten vorgeführt. Der Unfallverhütungsdienst hat bereits eine größere Zahl von Schutzvorrichtungen geschaffen, die sich sehr gut bewährt und die Anerkennung nicht nur in der Schweiz, sondern auch im Auslande gefunden haben. Es betrifft dies in der Holzbearbeitung Schutzvorrichtungen für Kreissägen, Kehlmaschinen, Hobelmaschinen. Zurzeit ist ferner ein neuer Schutzapparat für Oberfräsmaschinen in Bau. In der Metallindustrie sind Schutzvorrichtungen für Pressen und Schmirgelmaschinen geschaffen worden, ferner automatische Verriegelungen für Aufzüge, Frischluftgerät für Arbeiten in gesundheitsschädlichem Staub und in durch chemische Stoffe vergifteter Luft, Schweißerhelme, Kannen aus Weichmetall für die Beförderung von Schwarzpulver usw. Besonders beweisend und zahlenmäßig erfaßbar sind die Erfolge ihrer Unfallverhütungseinrichtungen bei Holzbearbeitungsmaschinen und die Abnahme der Zahl der Augenverletzungen durch Fremdkörper (Splitter) seit Einführung der von ihr konstruierten Korbschutzbrille. Durch eine Vorrichtung zum Fingerschutz bei Arbeiten an Pressen und Stanzen ist die Belastung aus Maschinenunfällen von 16,7 % im Jahre 1923 auf 9,9 % im Jahre 1927 gesunken.

Die Verhütung von Unfällen und beruflichen Erkrankungen ist aber nicht allein ein Problem der Technik, sondern auch ein solches der Medizin. Durch Vermittlung medizinischer Erkenntnisse können gewisse Gefahren leichter erfaßt, gemildert oder vermieden werden. Zangger forderte denn auch schon vor vielen Jahren mit Recht eine vermehrte Heranziehung der Aerzte bei der Verhütung von Unfällen und Krankheiten. Die Suva trug diesem Postulat Rechnung, indem sie zum Zwecke der Erforschung und Bekämpfung der Berufskrankheiten einen besondern gewerblichen Dienst eingerichtet hat. Auf dem Wege über periodische ärztliche Untersuchungen sucht sie Arbeiter in gefährdeten Betrieben weitgehend zu schützen, zum Beispiel solche, die der Blei-, Quecksilber- oder Schwefelkohlenstoffvergiftung ausgesetzt sind. Derartige für die Gesundheit außerordentlich wichtige Maßnahmen sind bei den Mineuren in Stollen-, Tunnel- und Bergbau sogar gesetzlich vorgeschrieben, ebenso Tauglichkeitsprüfungen vor Beginn der Arbeit, letztere auch bei Caissonarbeitern. Die technische Prophylaxe wird also mit der medizinischen synchronisiert, denn «in Tat und Wahrheit gibt es nur sehr wenige Situationen, wo nicht der Techniker vom gebildeten Arzt und nicht umgekehrt auch der Arzt vom technischen Sachkundigen, dem auch seine Argumente verstehenden Techniker, zu lernen hätte», so schrieb Zangger mit Recht schon vor Jahren.





Der Kampf der Serapis

Aus: Herman Melville «Israel Potter»

Die Schlacht zwischen der *Bonhomme Richard* und der *Serapis* stellt in der Geschichte den ersten großen Konflikt zur See zwischen Engländern und Amerikanern dar. In bezug auf Verbissenheit, gegenseitigen Haß und Kühnheit hat sie vorher wie nachher nicht ihresgleichen in der Seegeschichte. Lange hing die Entscheidung in der Schwebe, bis schließlich doch der Engländer seine Flagge strich.

Verschiedene örtliche und zeitliche Umstände brachten es mit sich, daß das Ringen wie auf einer Bühne in dramatischer Spannung abrollte, die wilden Schauer des tragischen Ausgangs in fast poetischen Glanz hüllend. Die Schlacht wurde zwischen sieben und zehn Uhr abends ausgefochten; ihre höchste Wucht erreichte sie im Schimmer des Erntevollmonds, vor den Augen Tausender ferner Zuschauer, die auf den hohen Küstenfelsen von Yorkshire standen.

Um Mittag tauchte ein Geschwader von vierzig Kauffarteischiffen um Flamborough Head herum auf, von zwei englischen Kriegsschiffen eskortiert, der *Serapis* und der *Gräfin von Scarborough*. Als diese unsere fünf Kreuzer sichteten, flatterten die vierzig Segler wie vierzig Küchlein voll Angst in den Schutz des Gestades. Ihre bestückten Beschützer dagegen steuerten tapfer vom Lande weg und trafen Anstalten für die Schlacht. Paul (Jones*) nahm die Herausforderung sofort an, gab seinen Genossen das Zeichen und drängte hastig vorwärts. Aber trotz aller Hast wurde es dennoch sieben Uhr abends, bis endlich das Gefecht begann.

Die *Richard* trug eine bunte Mannschaft, welche im Zaume zu halten einhundertfünfunddreißig Soldaten — selber eine gemischte Schar — an Bord genommen worden, unter dem Befehl französischer Offiziere niederen Grades. Auch ihre Ausrüstung war entsprechend buntscheckig: Gewehre aller Art und aller Kaliber; aber im ganzen waren sie doch einer Fregatte mit zweiunddreißig Geschützen gewachsen. Die Uneinheitlichkeit wirkte sich verhängnisvoll auf den Geist des Schiffes aus. Die *Serapis* war eine Fregatte mit fünfzig Kanonen, von denen mehr als die Hälfte jede für sich die Bestückung der *Richard* an Kaliber übertraf. Sie war mit etwa dreiundzwanzig geschulten Marinesoldaten bemannt.

Als die Schiffe sich näher kamen, hing ein trüber Dunstschleier über dem Wasser. Der Mond war noch nicht aufgegangen. Nur mit Mühe sah man die Gegenstände. Von einer milden, feuchten Brise über sanfte Wellen getrieben, kamen die beiden bis auf Pistolenschußnähe aneinander heran. Infolge der Finsternis aber, und weil die *Serapis* noch andere Schiffe in nächster Nähe wußte, war sie im Ungewissen, welches die *Richard* sei. Im trüben Nebel ragte jedes Schiff für das andere mächtig aber undeutlich, wie der Geist von Morven, empor. Tritte entschlossener Männer schallten zurück von jedem Schiff, dessen pralles Deck dumpf widerhallte wie ein Trommelfell im Trauermarsch.

Die *Serapis* fragte an. Eine Breitseite war die Antwort. Eine halbe Stunde lang manövrierten die beiden Gegner bedächtig und wechselten ständig die Stellung, immer aber in Schußweite bleibend. Die *Serapis* — der bessere Segler von den beiden — umkreiste prüfend die *Richard*, wagte hie und da einen trägen Vorstoß und zog sich ebenso plötzlich wieder zurück. Der Haß trieb sie zu ähnlicher Taktik an wie den Hahn, der um die Henne kreist, von entgegengesetzten Gefühlen erregt. Dabei wurde, obschon man in Sprechweite war, keine weitere Silbe mehr gewechselt; aber eine ununterbrochene Kanonade wurde aufrechterhalten.

In diesem Moment tauchte ein drittes Schiff auf, die *Scarborough*, offensichtlich um ihrem Gefährten zu Hilfe zu kommen. Da jetzt aber dicker Rauch das gewohnte Dunkel der Nacht noch erhöhte, vermochte die *Scarborough* nur verschwommen zwei Schiffe zu unterscheiden, und deutlich sah sie ihr Kreuzfeuer; aber es war unmöglich zu sagen, wer es sei. Begierig, der *Serapis* zu Hilfe zu eilen, wagte sie doch nicht, ein Geschütz zu lösen, damit sie nicht unfreiwillig die Rolle des Feindes spiele. Wie wenn ein Falke und eine Krähe sich hoch in der Luft mit Klau und Schnabel bekämpfen, eine zweite Krähe herzufliegt, um mitzuraufen, aber keine rechte Gelegenheit findet, sich einzumischen, und schließlich in die Wälder davonfliegt; genau so tat die *Scarborough* jetzt. Die Vorsicht gebot den Schritt; denn verschiedene Zufallstreffer — von welchem der beiden Gegner, war nicht zu erkennen — hatten die *Scarborough* bereits getroffen. So fuhr der Freund enttäuscht und unverrichteter Dinge davon, um sich nicht nutzlos der Gefahr auszusetzen.

Bald danach erschien eine unsichtbare Hand und stellte eine riesige gelbe Lampe im Osten nieder. Ungesehen langte die Hand hinter dem Horizont empor und setzte die Leuchte direkt auf den Rand des Himmels wie auf eine Türschwelle, als wollte sie bedeuten: meine streitbaren Herren, gestattet, daß ich dies ziemlich düstere Schaustück ein wenig erhelle. Die Lampe war der runde Erntemond, wie ein einziges, einsames Rampenlicht der Bühne. Doch spärlich nur durchbohrten die Strahlen der Lampe den schweren Dunst. Die Gegenstände, die vorher nur mit Mühe sichtbar waren, schimmerten jetzt im Zwielicht. Eingebettet in seltsam dampfendes Gewölk, warf das große Fußlicht einen unsicheren, halb dämonischen Schein quer über die Wasser, gleich dem phantastischen Lichtstrahl, der aus einem blau und grün erleuchteten Apothekerschaufenster auf das Londoner Straßenpflaster fällt in einer regnerischen Nacht. Durch diesen hämischen Dunst schielte das Gesicht des Mannes im Mond, der direkt zu den Kämpfenden hinüberblickte, als ob er in einer Versenkung des Meeres stünde, nachlässig vornübergelehnt, die Arme selbstzufrieden verschränkt über dem Himmelsrande. Dieses wunderliche Antlitz schielte feierlich und äffisch selbstzufrieden herüber, als ob der Mann im Monde auf irgendeine geheime Weise die Schiffe zum Wettkampf aufgeboten habe und in der Tiefe seiner urbösen alten Seele nicht übel zufrieden sei über die Wirkung seines Zaubers. Da stand der grinsende Mann im Mond, und sein Kopf guckte gerade noch über den Spiegel der See, wie Mephistopheles als Souffleur der Bühne.

Im fahlen Mondlicht erkannte eines der Begleitschiffe der *Richard*, die weit außer der Gefechtszone kreuzende *Pallas*, ganz undeutlich die verdächtigen Umrisse eines einsamen, ihr unbekannten Seglers. Sie beschloß, ihn zum Kampf zu stellen, falls er sich als feindlich erweise. Aber ehe noch die beiden handgemein wurden, erhielt das unbekannte Schiff, das später als die *Scarborough* erkannt wurde, eine Breitseite aus den Langrohrgeschützen eines anderen Begleiters der *Richard*, der *Alliance*. Der Schuß sauste quer durch die breite Lücke wie ein Federball durch eine große Halle. Nun waren die Schlagbretter beider Batterien an der Arbeit, und rasche Erwiderungen von Federbällen wurden schlagfertig ausgetauscht. Die sich gegenüberstehenden Begleitschiffe der beiden Hauptstreitmächte kämpften mit der ganzen Wut leidenschaftlicher Parteigänger, die den Zank ihres Führers in verzweifeltem Austrag zu ihrem eigenen machen. Durch dieses kleine Zwischenspiel von der *Richard* und der *Serapis* abgelenkt, schob sich der Mann im Mond, voll Begierde zu sehen was vorging, ein wenig aus der Versenkung, und ein breites Grinsen ging über sein Gesicht. Unterdessen kniff die *Alliance* aus, während die *Pallas* stracks auf die *Scarborough*

*) Der Kommandant des amerikanischen Schiffes «Bonhomme Richard»

lossteuerte und sie aus nächster Nähe in einen Kampf verwickelte, der in weniger als einer Stunde damit endete, daß sie die Flagge strich.
Jetzt stieg der Mann im Mond noch höher, um die Sachlage besser zu überblicken. Weit in unbestimmter Ferne füllten Geschwader erschreckter Kauffahrer die unteren Luftschichten mit ihren Segeln, die aussahen wie Flocken im nächtlichen Schneesturm. Unentschlossen kreuzend sah man in anderer Richtung mehrere von den zerstreuten Begleitschiffen von Paul, die sich dem Kampfe fernhielten. In der Nähe hing ein vereinzelter Nebel, in der die *Pallas* und die *Scarborough* staken — ein Nebel, der langsam auf dem Meere dahintrieb wie eine schwimmende Insel, in Abständen überstrahlt von Feuerfunken und erzitternd vom Dröhnen der Kanonen. Weiter weg, in den tieferen Gewässern, lag eine finstere Wolke, die ununterbrochen in blitzende Fetzen zerschliß und sofort wieder zusammenschmolz, um wieder zerrissen zu werden. Bis jetzt stand diese finstere Wolke weder still, noch trieb sie langsam dahin wie die eben erwähnte; sondern, prall voll von brodelndem Leben, wechselte sie hierhin und dorthin, überschäumend von Feuer, wie eine mächtige Wasserhose längs der Küste von Malabar hinsaust.
Bis dahin hatten die *Serapis* und die *Richard* manövriert und sich gegenseitig verfolgt wie Partner in einem Kotillon, indem sie sich immerwährend mit schlagfertiger Antwort neckten. Da aber Paul schließlich einsah, daß die größere Beweglichkeit des feindlichen Schiffes dem Gegner die Ueberlegenheit gab über den schwerfälligen alten Indienfahrer, die *Richard*, versuchte er, rasch entschlossen wie immer, Stellung zu beziehen und des andern Vorteil wettzumachen, indem er dicht an ihn heranfuhr. Aber der Versuch, die *Richard* quer vor den Bug der *Serapis* zu bringen, nahm eine unerwartete Wendung, als der feindliche Klüverbaum gerade über dem großen Kommandoturm niederging, wo Israel (Potter) postiert war. Der packte ihn gierig und stand eine Weile da, sich festhaltend an dem schlaffen Segel, wie einer, der ein Pferd bei der Mähne packt, um im nächsten Moment sich in den Sattel zu schwingen. «Gut so, halt fest, Junge!» schrie Paul und sprang ihm zur Seite mit einer Taurolle. Mit ein paar flinken Windungen knüpfte er sich selber an seinen Feind. Und nun trieb der Wind in den Segeln der *Serapis* diese in ihrer ganzen Ausdehnung, vom Bug zum Heck, sozusagen Wange an Wange, längsseits der *Richard*. Die vorragenden Geschütze knarrten; die Rahen vertauten sich ineinander; nur die Rümpfe berührten sich nicht. Eine lange Bahn schwärzlichen Wassers lag eingekeilt zwischen ihnen, wie der schmale Kanal in Venedig, der zwischen zwei Schattenmauern brütet und hoch in der Luft heimlich überquert wird von der Seufzerbrücke. Wo aber die sechs Rahenarme sich gegenseitig ergreifend hinüberragten, da sah man und hörte man zugleich sechs Seufzerbrücken, während der Mond und der Wind sich hoben.
In diesen Lethestrom — der aussah wie ein öliger Teich inmitten der umliegenden See — fiel manche arme Seele in jener Nacht; fiel, für immer verschollen.
Dieser trennende Schlund war der Rachen des Todes für beide Seiten. So eng war er, daß zuweilen die Ladestöcke in die feindlichen Stückporten gestoßen werden mußten, damit man sie in die Oeffnung der eigenen Kanonen stecken konnte. Es sah eher wie ein Bürgerkrieg aus als wie ein Gefecht zwischen Fremden.
Es währte nicht lange, so erscholl eine fürchterliche Explosion, in der einen Augenblick lang die Kanonade ertrank. Zwei von den alten Achtzehnpfündern — die in aller Eile unter dem Hauptdeck auf der *Richard* in Stellung gebracht worden waren — flogen in Stücke, töteten die Bedienungsmannschaft und zerschmetterten jenen ganzen Teil des Schiffsrumpfes, als ob zwei explodierende Dampfkessel durch die gegenüberliegenden Flanken gejagt worden wären. Die Wirkung war, wie wenn die Mauern eines Hauses einstürzten. Wenig nur hielt noch den großen Kommandoturm aufrecht, außer ein paar nackten Stützpfosten. In der Folge müssen nicht wenig Geschosse von der *Serapis* stracks durch die *Richard* hindurchgesaust sein, ohne sie zu streifen. Es war, wie wenn man Rehposten durch die Rippen eines Skelettes feuerte. Weiter vorn aber waren die Breitseiten der *Serapis* so todbringend — lauter gut gezielte Kernschüsse, sozusagen direkt hinein in Schlund und Eingeweide der *Richard* —, daß sie alles hinwegfegten. Die Mannschaft auf dem geschützten Batteriedeck der *Richard* flutete herauf wie Bergleute vor dem schlagenden Wetter. Sie sammelte sich wieder auf dem Vorderdeck und setzte ihren Kampf mit Granaten und Musketen fort. Oben in den Topmasten saßen die Marinesoldaten und unterhielten ein ununterbrochenes Feuer; sie ließen ihre Salven niederprasseln wie glühende Lava von den Klippen.
Die Mannschaften auf den zwei Schiffen waren nun geradezu in umgekehrter Lage. Während die *Serapis* die *Richard* unter Deck in tausend Fetzen riß und beinahe den hintersten Mann auf diesem gedeckten Teil wegrasierte, beherrschte die Masse der Musketiere das Oberdeck der *Serapis* so vollständig, daß es nahezu unmöglich war, anders denn als Leiche daselbst auszuharren. Obschon ursprünglich die Topmasten der *Serapis* nicht der Schützen entbehrten, waren diese doch längst unter dem unwiderstehlichen Kugelregen der *Richard* abgeräumt worden. Verschiedene hatte man mit von einer Kugel zerschmettertem Arm oder Bein undeutlich herabstürzen sehen, wie flügellahme Tauben, von ihrem schwindligen Sitz.
Wie emsige Schwalben um Scheunentraufen und Dachlatten, so kamen einige Schützen der *Richard* jetzt aus ihren Mastkörben hervor und kletterten weit hinaus auf ihren Rahen, die über die *Serapis* hinragten. Von da ließen sie Handgranaten auf ihr Verdeck niederprasseln, wie Aepfel, die auf dem einen Felde wachsen, jenseits des Zaunes in den Nachbargarten fallen. Andere aus der Schar warfen dieselbe bittere Frucht in die offenen Luken der *Serapis*. Ein brennendes Hagelwetter senkte sich aus der Luft herab und schlug schräg ein auf der *Serapis*, während waagerechte Donnerkeile kreuz und quer durch die unterirdischen Gewölbe der *Richard* rollten. Die Kämpfenden waren längst nicht mehr im gewöhnlichen Wortsinne ein englisches und ein amerikanisches Schiff. Beide glichen eher einer vereinigten Handels- und Aktien-Feuergesellschaft; obschon entzweit, waren sie eng zusammengeschweißt. Die beiden Schiffe waren wie zwei Häuser, deren Brandmauer durchschlagen war und wo die eine Familie, die Welfen, jetzt das untere Stockwerk, die andere, die Ghibellinen, den ganzen oberen Boden besetzt hielt.
Unterdessen eilte der entschlossene Paul hierhin und dorthin wie ein meteorartiger St. Elmsfeuerball, der hin- und widertanzt auf den Zacken und Spitzen der Schiffsspieren im Sturm. Wo immer er auftauchte, da war's, als ob er ein bleiches Licht über alle Gesichter gösse. Geschwärzt und verbrannt war seine schottische Mütze, zu einem Geschützpfropf auf seinem Kopfe zerquetscht. Sein Pariser Rock, dessen mit Goldborten verzierte Aermel er abgelegt hatte, enthüllte weithin sichtbar die blaue Tätowierung auf seinem Arm, die zuweilen in wilden Gesten den Dunst der Kanonade durchzuckte, geheimnisvoll grausig wie die magische Standarte Satans. Und doch war seine Raserei weniger Ausdruck seiner inneren Erregung als vielmehr absichtliche Uebertreibung, um seine Leute anzufeuern und zur Tollwut zu treiben. So zogen einige unter ihnen, als sie ihn so sahen, in einer Anwandlung von Todesverachtung, alles aus bis auf die Beinkleider und boten ihre nackten Leiber den ebenso nackten Kugeln dar. Dasselbe geschah auf der *Serapis*, wo man mehrere Geschütze von ihrer lederbraunen Mannschaft wie von Faunen und Satyrn umringt sah.
Zu Beginn des Kampfes, noch ehe die Schiffe sich ineinander verrammt hatten, sah man auf dem Kanonendeck der *Serapis* zuweilen zwischen den Rauchschwaden, die über die Schiffe wie Nebel über Berggipfel hinstrichen, hier und dort klaffende Risse bildend, eine für Augenblicke in allen Stellungen der Furchtlosigkeit erstarrte Gruppe von Marmorstatuen fechtender Gladiatoren.
Tief und nachdenklich vornübergebeugt, ein gespanntes Bein rückwärts gespreizt und einen Arm ausstreckend, zur Geschützmündung gedreht, sah man den Lader seine Arbeit verrichten. Auf der andern Seite der Lafette, in der gleichen gebeugten Stellung, aber mit beiden Händen seine lange, schwarze Stange wie einen Spieß führend, zum sofortigen Gebrauch bereit — stand der eifrige Rammer und Putzer; während auf der Lafette der wachsame Geschützmeister kauerte, das flammende Späherauge wie ein Leoparde längs des Laufes gerichtet; und hinter allen, schlank und aufrecht wie der ägyptische Gott des Todes, stand der Luntenführer, für den Augenblick reglos, die langgriffige Lunte nach unten gekehrt. Bis auf die zwei langrohrigen, todspeienden Batterien standen und plackten sich die gedrillten Leute der *Serapis* unter dem mechanischen Zwang der Disziplin. Sie richteten die Geschützreihen wie Lowell-Mädchen die Webstuhlzeilen in einer Baumwollspinnerei. Die Parzen arbeiteten nicht systematischer; Atropos nicht mörderischer; der Roboter-Schachspieler nicht gewissenloser.
«Schau, Junge, jetzt sollt' ich eine Granate haben, um sie jene Hauptluke

hinabzujagen. Dort habe ich lange Haufen von Kartuschen gesehen. Die Pulverträger haben sie schneller heraufgeschleppt, als sie verbraucht werden können. Hol einen Eimer voll Brennstoff und melde dich sofort zurück!» Die Worte Pauls galten Israel; er tat, wie ihm befohlen. Wenige Minuten später hing er, den Eimer in der Hand, mit Pulver beschmiert, wie Apollyon sechzig Fuß hoch in der Luft am äußersten Ende der Rah über dem todgezeichneten Abgrund der Schiffsluke. Wie er so hinabsah durch die Qualmwirbel in den mörderischen Schlund, kam es ihm vor, er schaue vom Rand eines Katarakts hinunter in den kochenden Tümpel zu seinen Füßen. In einem günstigen Augenblick ließ er eine Granate mit so sicherer Präzision fallen, daß bei ihrem Aufprall eine Explosion die *Serapis* zerriß wie einen Vulkan. Die lange Zeile der aufgeschichteten Kartuschen fing Feuer. Das Feuer lief am Boden dahin wie ein Blitzzug auf Schienen. Ueber zwanzig Mann waren auf der Stelle tot; nahezu vierzig verwundet. Dieser Schlag stellte die Aussichten auf den Sieg wieder her, der zuvor der *Serapis* gelächelt hatte.

Aber der sinkende Kampfgeist der Engländer flackerte plötzlich neu auf infolge eines alles Bisherige krönenden Zwischenfalls, als eines der Begleitschiffe der *Richard* etwas tat, was so über alle Vorstellung abscheulich war, daß jede menschliche Vernunft sich weigerte, es, statt einem unbegreiflichen Irrtum, der höllischen Bosheit seines Urhebers zuzuschreiben. Die vorsichtige Annäherung und Flucht eines Begleitschiffes der *Serapis*, der *Scarborough*, ehe der Mond aufging, wurde schon erwähnt. Nun muß berichtet werden, daß ein Begleitschiff der *Richard*, die *Alliance*, gleichfalls näherkam und zurückwich, als der Mond schon über eine Stunde am Himmel stand. Dieses Schiff, unter dem Befehl eines Franzosen, der seiner eigenen Flotte untreu geworden und verhaßt war bei der Einheit, bei der er jetzt diente; dieses Schiff, das als erstes gegen Paul rebellieren sollte und das in der Hauptsache sich wie ein Feigling vor der Entscheidung gedrückt hatte — diese *Alliance* war jetzt nahe herangekommen. Bei ihrem Anblick wähnte Paul, die Schlacht sei entschieden. Zu seinem Entsetzen aber feuerte die *Alliance* eine Breitseite direkt in das Heck der *Richard*, ohne die *Serapis* zu ritzen. Paul schrie hinüber, doch um Gotteswillen aufzuhören, die *Richard* zu zerstören. Statt dessen kam eine zweite, dritte, vierte Breitseite, welche die *Richard* vorne, hinten und mittschiffs traf. Eine der Salven tötete mehrere Mann und einen Offizier. — Mittlerweile bohrten die Kanonen der *Serapis*, wie Zimmermannsbohrer oder der Seewurm Remora, an demselben verlorenen Schiffsrumpf herum. Nachdem die *Alliance* ihre hündische Heldentat vollbracht hatte, segelte sie weg und feierte. Sie tat wie der große Brand von London, der dem Schwarzen Tode dicht auf den Fersen gefolgt war. Die *Richard* hatte nun so viele Schußlöcher tief unter der Wasserlinie, daß sie wie ein Sieb zu sinken begann.

«Streicht ihr die Flagge?» schrie der Engländer herüber.

«Streichen? Noch hab' ich den Kampf nicht im Ernst begonnen», heulte der sinkende Paul.

Diese Aufforderung und ihre Ablehnung flatterten über Wirbel von Rauch und Flammen. Beide Schiffe standen nun in Glut. Beide Mannschaften wußten kaum mehr, wo wehren; ob sie den Feind vernichten oder sich selber retten sollten. Da kamen plötzlich inmitten des Aufruhrs hundert menschliche Wesen, die bisher fremd und unsichtbar gewesen, hinzu. Etwa hundert englische Kriegsgefangene, im Lagerraum der *Richard* eingesperrt, waren in der Verwirrung vom Schiffsprofoß freigelassen worden und drangen nun durch die Luken herauf. Einer davon, ein höherer Offizier mit Auszeichnung, der von Paul vor der schottischen Küste gefangengenommen wurde, schlich durch eine Pfortluke, wie ein Dieb durch das Fenster, von dem einen Schiff hinüber ins andere und berichtete dem englischen Kapitän, wie die Dinge standen. Während Paul und seine Offiziere diesen Gefangenen entgegentraten, sprang der Geschützmeister herauf an Deck, und, als er keinen seiner Dienstvorgesetzten fand, glaubte er, sie seien tot und er der einzige überlebende Offizier. So rannte er zum Kommandoturm, um die Flagge einzuholen. Aber sie war bereits heruntergeschossen und schwamm im Kielwasser wie eines Matrosen Arbeitshemd. Als Israel den Geschützmeister da im Rauch herumtappen sah, fragte er ihn, was er suche.

Da stürzte dieser gerade an die Reling und rief: «Gnade! Gnade!» hinüber zur *Serapis*. — «Ich will dich begnaden!» heulte Israel, und mit der Flachseite des Säbels erschlug er den Mann. — «Streicht ihr?» scholl es nun von der *Serapis*. — «Aber sicher, jawohl!» schrie Israel unwillkürlich und versetzte dem Geschützmeister einen Hagel von Streichen.

«Streicht ihr?» tönte es noch einmal herüber von der *Serapis*. Unter dem Eindruck des Berichtes seines neuen Fahrgastes, der durch die Stückpforte hereingekommen war, und angesichts der wachsenden Verwirrung an Bord der *Richard* infolge des Entweichens der Gefangenen, zweifelte der Kapitän nicht, daß sich sein Feind jeden Augenblick ergeben müsse.

«Streicht ihr?» — «Jawohl! — Ich gebe die Streiche zurück!» brüllte Paul, der jetzt erst den Anruf überhaupt gehört hatte.

Da der englische Kapitän diese rasende Antwort, wie die anderen, von irgendeiner unzuständigen Seite kommend glaubte, ließ er seine Entermannschaft antreten. Einige von ihnen sprangen sofort auf die Reling der *Richard*; aber Paul zeigte ihnen, wie Sturmtruppen von Sturmtruppen zurückgeworfen werden; er empfing sie mit seinem tätowierten Arme, an dessen Ende ein Säbel blitzte. Die Engländer wichen zurück, aber erst als ihre Reihen, wie Frühlingsradieschen, bedenklich gelichtet waren unter dem ununterbrochenen Feuerregen von den Masten der *Richard* herunter.

Ein Offizier der *Richard*, der die zusammengepferchten Gefangenen ganz außer sich sah über die plötzliche Befreiung, aber auch vor Angst, trieb sie vor seiner Degenspitze her an die Pumpen und hielt so das Schiff flott. Auf diese Weise wurde der Irrtum, der zum Verderben hätte führen müssen, zur Rettung. Die Schiffe brannten jetzt so lichterloh in der Takelung, daß beide Seiten die Feindseligkeiten einstellten, um den gemeinsamen Feind unterzukriegen.

Als endlich wieder etwas Ordnung auf der *Richard* hergestellt war, wuchsen auch ihre Aussichten auf den Sieg wieder; während diejenigen der Engländer, welche sich unter Deck halten mußten, zusehends schwanden. Schon im ersten Kampfstadium hatte Paul höchstpersönlich eine seiner schwersten Kanonen gegen den feindlichen Hauptmast losgelassen. Der Schuß war ein Treffer gewesen. Seither wankte der Mast bedenklich. Und doch schien es, als ob in dieser Schlacht weder die eine noch die andere Partei Sieger werden könne. Gegenseitige Vertilgung von der Wasseroberfläche schien der einzig mögliche Ausgang solcher Gegnerschaft. Es gereicht daher dem Kapitän Pearson, von der *Serapis*, zur höchsten Ehre als Mensch, nicht zum Tadel als Offizier, daß er, um dem Gemetzel ein Ziel zu setzen, mit eigener Hand seine Flagge herunterholte. Aber noch im selben Augenblick, als ein Offizier von der *Richard* sich hinüberschwang auf die *Serapis*, um den englischen Kapitän zu begrüßen, kam der Erste Leutnant der *Serapis* an Deck und erkundigte sich, ob die *Richard* sich ergeben habe, da sie ihr Feuer abgebrochen. So unentschieden war der Kampf, daß noch nach der Uebergabe einer der beteiligten Kämpfer, der zufällig nicht gesehen hatte, wie die englische Flagge eingezogen wurde, fragen konnte, ob die *Serapis* die *Richard* oder die *Richard* die *Serapis* geschlagen habe. Ja, sogar als schon der Offizier der *Richard* freundschaftlich mit dem englischen Kapitän plauderte, wurde noch einem Seekadetten der *Richard*, der im Begriff war, seinem Vorgesetzten auf das besiegte Schiff zu folgen, der Oberschenkel von der Pike in der Hand eines ahnungslosen Enterers der *Serapis* durchbohrt; während ebenso ahnungslos die Geschütze aus den Batterien des formell eroberten Schiffes unter Deck weiterdonnerten gegen den formellen Eroberer.

Aber wenn auch die *Serapis* sich ergeben hatte, es blieben zwei menschenhassende Gegner an Bord der *Richard*, die so leicht nicht zu meistern waren: das Feuer und das Wasser. Die ganze Nacht waren die Sieger damit beschäftigt, der Flammen Herr zu werden. Doch erst bei Tagesanbruch war das Feuer eingedämmt. Obgleich aber die Pumpen ununterbrochen weiterarbeiteten, stieg das Wasser im Schiffsbauch höher und höher. Wenige Stunden nach Sonnenaufgang gab man die *Richard* preis, und ihre Mannschaft wechselte hinüber auf die *Serapis* und die anderen Schiffe von Pauls Geschwader. Um zehn Uhr rollte die *Richard* schwer, des Gemetzels satt, schlingerte lange und ging dann langsam, von Schwefelwirbelstürmen verzehrt, wie Gomorrha, unter.

Die Zahl der Gefallenen war auf beiden Seiten ungefähr die gleiche; die Hälfte aller am Kampf Beteiligten war entweder tot oder verwundet. Angesichts dieser Schlacht fragt man sich: Was unterscheidet den aufgeklärten Menschen vom Wilden? Ist Zivilisation wirklich etwas Höheres, oder ist sie bloß ein fortgeschrittener Zustand von Barbarei?

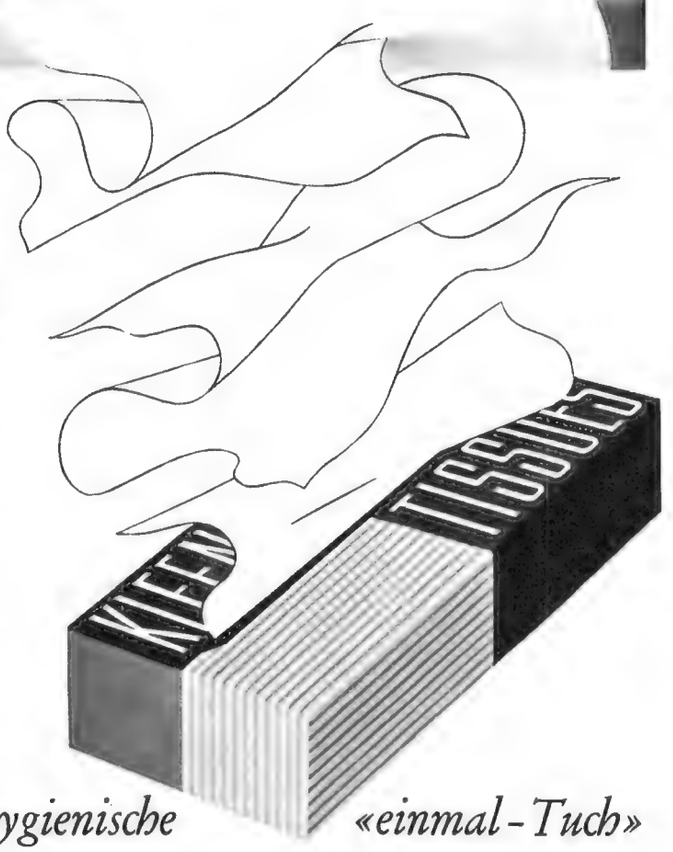
Erstmals aus dem Englischen übersetzt von Walter Weber

Nur Kleenex ist zart genug

Vor dem Schlafen muß die Haut gereinigt werden. Crême und Puder dürfen über Nacht die Poren nicht verstopfen. Nehmen Sie irgendein Tuch? Hoffentlich nicht! Für einen feinen Teint ist nur das Beste gut genug — Kleenex, das blütenweiche, blütenweiße «einmal-Tuch».

Aus dem dicht schließenden Spezialpaket kommt Ihnen Blatt um Blatt keimfrei und unberührt entgegen. Man nimmt das feine Tuch aus «Cellucotton», entfernt Crême, Lippenrot und Puder (dank seiner Saugkraft reinigt Kleenex rascher, feiner, tiefer) — und wirft es weg. Da kann kein schon benütztes Tuch Sie ärgern, da bleibt Ihr Handtuch weiß. Wie sauber, wie hygienisch!

Kleenex hilft Ihnen auch, wenn Sie den Schnupfen haben. Er bessert rasch, sobald Sie die Bazillen von sich werfen, anstatt sich mit dem Taschentuch immer selbst von neuem anzustecken. Kleenex hilft Ihnen auch beim Pflegen Ihres Babys. Kleenex hilft in hundert Fällen im gepflegten Haushalt. Fr. 2.50 die große Schachtel.



KLEENEX *das hygienische «einmal-Tuch»*

INTERNATIONAL CELLUCOTTON PRODUCTS COMPANY

DIE
RENTENANSTALT
IM WANDEL
DER ZEIT

Konzessioniert

Von vornherein war beabsichtigt, die Tätigkeit der Rentenanstalt nicht nur auf den Kanton Zürich zu beschränken, sondern auf die ganze Schweiz auszudehnen. Es handelte sich also in erster Linie darum, in den übrigen Kantonen die Konzession zum Geschäftsbetrieb zu erlangen. Im allgemeinen fand das entsprechende Gesuch bei den Kantonsregierungen eine günstige Aufnahme. Bereits am 21. Dezember 1857 ging als erste die Geschäftsbewilligung aus Nidwalden ein; die andern folgten nach, wenn auch da und dort mit einem gewissen Zögern. Gleichzeitig wurden die Kantone auch eingeladen, in den Aufsichtsrat der Rentenanstalt ihre Vertreter abzuordnen.

Seit 1885 erteilt nunmehr der Bund an Stelle der Kantonsregierungen die Ermächtigung zum Geschäftsbetrieb. Ferner werden heute an Stelle der Regierungsdelegierten Versicherte aus allen Teilen unseres Landes in den Aufsichtsrat der Rentenanstalt gewählt.

Diese echt föderalistische Einrichtung entspricht ganz eidgenössischem Wesen; sie hat sich auch bei der Rentenanstalt bewährt und sie zu einer Institution gemacht, die im ganzen Volk verankert ist und die das Vertrauen aller Bevölkerungskreise genießt. Wollen nicht auch Sie sich der Rentenanstalt anvertrauen, die auf so breiten Grundlagen ruht?

SCHWEIZERISCHE
LEBENSVERSICHERUNGS-
UND RENTENANSTALT

HAUPTSITZ IN ZÜRICH · ALPENQUAI 40

Der Mensch im Gefahrenfeld der Masse

Fortsetzung von Seite 23

«Es war eine Zeitlang Mode», sagt er, «Gottes Weisheit in Tieren, Pflanzen, einzelnen Schicksalen zu bewundern. Wenn zugegeben wird, daß die Vorsehung sich in solchen Gegenständen offenbare, warum nicht in der Weltgeschichte?» Aber dann muß Gott in den Menschen selber aktiv handeln. Läßt sich nun aber in unseren subjektiven, partikularen Leidenschaften, Bedürfnissen und Trieben eine solche göttliche, objektive Tendenz erkennen? Gerade das ist Hegels Meinung. «Diese unermeßliche Masse von Wollen, Interessen und Tätigkeiten sind die Werkzeuge und Mittel des Weltgeistes, *seinen Zweck* zu vollbringen, ihn zum Bewußtsein zu erheben und zu verwirklichen.» Die Weltgeschichte ist nicht der Boden des privatmenschlichen Glückes. Sie ist überhaupt nicht unsere private Bühne. In allem, was wir tun, offenbart sich eine höhere Tätigkeit. Gerade das deutsche Volk, darin dem jüdischen aber schließlich allen messianischen Völkern vergleichbar, lauscht begierig solch tiefdunkler Sinngebung des eigenen bescheidenen Daseins, folgt mit Eifer «höheren Befehlen», und stellt seine Taten mit Vorliebe als die Taten Gottes vor. In ihm finden sich seit jeher die Bereiten, die wollen, was der «Weltgeist» will. Sie nennt Hegel die «welthistorischen Individuen». Wenn sie das ihre zu verfolgen meinen, verfolgt in ihnen Gott das seine. Was sie dann vorleben, rührt «die bewußtlose Innerlichkeit» aller an. «*Deshalb folgen die andern diesen Seelenführern, denn sie fühlen die unwiderstehliche Gewalt ihres eigenen inneren Geistes, der ihnen (da) noch entgegentritt.*» Diese Führer sind «die Geschäftsführer des Weltgeistes». «Zum ruhigen Genuß kamen sie nicht», so lehrt Hegel ihre Verehrung als die Heroen und Märtyrer höherer Gewalten, «ihr ganzes Leben war Arbeit und Mühe, ihre ganze Natur war nur ihre Leidenschaft. Ist der Zweck erreicht, so fallen sie, die leeren Hülsen des Kernes, ab. Sie sterben früh wie Alexander, sie werden wie Cäsar ermordet, wie Napoleon nach St. Helena transportiert.» «Ein welthistorisches Individuum hat nicht die Nüchternheit, dies und jenes zu wollen, viel Rücksichten zu nehmen, sondern es gehört ganz rücksichtslos dem einen Zweck an. So ist es auch der Fall, daß sie andere große, ja heilige Interessen leichtsinnig behandeln, welches Benehmen sich freilich dem moralischen Tadel unterwirft. Aber solche große Gestalt muß auch manche unschuldige Blume zertreten, manches zertrümmern auf ihrem Wege.» Hegel weiß auch die Meckerer, «die psychologischen Kammerdiener» an den Pranger zu stellen, die den «Großen» aus der kleinbürgerlichen Froschperspektive kritisieren wollen. «Der Thersites des Homer, der die Könige tadelt, ist eine stehende Figur aller Zeiten.» Da läßt es dann niemand gerne an zeitgemäßem Spürsinn mangeln, zu merken, wo der Weltgeist gerade weht, auch wenn sein Gefäß für diesmal ein schlechtgelaunter Psychopath ist, dem ja allerdings wie jenem Kaiser in Andersens unvergleichlichem Märchen alle wahren Kleider fehlen. «Die welthistorischen Menschen, die Heroen einer Zeit», so sät Hegel seine Preussenphilosophie, «sind als die Einsichtigen anzuerkennen; *ihre Handlungen, ihre Reden sind das Beste der Zeit.*» (Reclam Seite 67.) Zu diesem unheimlichen Satz halte man den Ausspruch Nietzsches: «Wir Deutsche sind Hegelianer, auch wenn es nie einen Hegel gegeben hätte.»

Die russischen Bauern auf dem Chodinskojefeld strömten zu einer festfreudigen geschenkerwartenden Masse zusammen, unter der eine Panik ausbrach. Wer als Einzelner, unwissend und unwillentlich in den Kern des Geschehens geriet, war verloren. Ganz anders ist das Gefahrenfeld beschaffen, in dem die nationalsozialistische Partei das deutsche Volk zu einer politischen Masse zusammenschweißte[4]. Sie hat sich dann mit ihrem «Führer» in völliger Verblendung und Verkennung der wahren politischen und militärischen Kräfte der Menschheit in eine Katastrophe ohnegleichen verstrickt. Die Ursachen und Vorgänge selbst genau zu erfassen, gehört zu den vordringlichsten Aufgaben der eben erst erstehenden sozialbiologischen und sozialpsychologischen Wissenschaften. (Vergleiche Paul Reiwald, Vom Geist der Massen, Pan Verlag 1946.) Einst schien es aussichtslos, daß der Mensch je die Pest, Lues oder Cholera bannen könne. Eine kommende Völkerpsychiatrie und Völkerkatastrophenmedizin wird feststellen, daß gewisse Ideen und Vorstellungen gefährlicher sind als Pest und Cholerabazillen. Man wird die philosophischen Systeme auf ihre sekten- und agressionsschaffenden Potenzen hin untersuchen müssen, wird eine Pathologie der politischen Heilslehren und der ideologischen Grundlagen des Militarismus schaffen. Hitler hat die Gefahren des kollektiven Daseins wie nie ein Mensch vor ihm sichtbar gemacht. Es ist eine Frage des Taktes, darin ein Verdienst zu sehen, falls man an dieser Sichtbarmachung selber beteiligt war. Ihm und seiner Ideologie ist es gelungen, ein großes Kulturvolk «gleichzuschalten» und es den unerhörten seelischen Gefahren der Vermassung auszuliefern. In der Masse geht der Sinn für Maß und Wert, für Recht und Verbrechen verloren. Was Hitler vorschwebte, gab er als Willen Gottes aus und konnte damit eine im deutschen Volke ungemein verbreitete hegelianische Echobereitschaft auswerten. Man wird die Natur jener «bewußtlosen Innerlichkeit» genau erforschen müssen, die sich so sehr durch Hitler anrühren ließ. Es gibt eine Induktion der Ideen, die uns befällt wie fremde Bakterien. Es gibt aber auch eine echte Resonanz. Das Problem ist vielschichtig und soll mit größter Gerechtigkeit untersucht werden. Hitler erklärte selber, daß er wie ein Magnet über sein Volk streiche, um alle Kräfte auf das Ziel seiner «Vorsehung» auszurichten. Unser Bild zeigt diese dämonisch-elektrische Wirkung. Eine solche Aufnahme stellt jeden, der sich über die brennende Frage klar werden will, ob es eine

Echter Schmuck
betont die natürliche
Anmut der Frau

	Betten	Min.-Pens.-Preis
Arosa-Kulm	170	19.50
Excelsior	100	19.50
Hof Maran Neubau	110	19.50
Hof Maran Altbau	110	17.50
Tschuggen Grandhotel	180	19.50
Des Alpes	60	17.50
Eden	80	17.50
Seehof	100	17.50
Valsana	100	17.50
Alexandra Golf-Hotel	90	16.50
Bellevue	110	16.50
Post- und Sporthotel	70	16.50
Raetia	90	16.50
Alpensonne	40	15.—
Belvédère Terrasse	70	14.50
Tanneck	70	12.50
Merkur	40	14.50
Surlej	40	14.50
Suvretta	40	14.50
Juventas	50	14.50
Metropol	50	14.50
Anita	40	14.—
Touring	30	13.50
Gentiana	30	13.50
Hubelsee	30	12.25

*

Heizungs-Teuerungszuschlag je nach Kategorie Fr. 1.25 bis 2.—. Kursaal-Casino mit Boule-Spiel. Sporthotel-Vereinigung

*

UNIVERSITÉ DE LAUSANNE

et

ÉCOLE POLYTECHNIQUE

de l'Université de Lausanne

FACULTÉS
DE THÉOLOGIE
DE DROIT
ET
DES LETTRES

▪

FACULTÉS
DE MÉDECINE
ET
DES SCIENCES

▪

HAUTES ÉTUDES
COMMERCIALES

▪

SCIENCES
SOCIALES ET
POLITIQUES

▪

ÉCOLE
DE PHARMACIE

▪

→ Clinique médicale

▪

ÉCOLE
POLYTECHNIQUE

Ingénieurs
Architecture
Urbanisme

UNIVERSITÉ DE GENÈVE

Ouverture des cours du semestre d'été: jeudi 25 avril 1946

SCIENCES avec École de Pharmacie

LETTRES
avec Séminaire de français moderne
École d'Interprètes
Institut des Sciences de l'Éducation
École pratique de langue française

SCIENCES ÉCONOMIQUES ET SOCIALES
avec Institut de Hautes Études Commerciales

DROIT

MÉDECINE
avec Institut de Médecine dentaire
Institut de biologie et chimie médicales
Institut d'Éducation physique et de sport

THÉOLOGIE PROTESTANTE

INSTITUT UNIVERSITAIRE DE HAUTES ÉTUDES INTERNATIONALES

Programmes et renseignements au secrétariat

Kollektivschuld des deutschen Volkes gebe, vor die Grundprobleme der Massenpsychologie. Denn solche Bilder gibt es auch aus dem Rußland Stalins, aus dem China Tschiangkaischeks, aus den USA., aus dem Indien Gandhis. Wir treten erst jetzt voll ins Zeitalter der Massen ein, und die seelischen Gefahrenfelder der Völker sind erst zum geringen Teil erkannt. Die Schwere der vorliegenden Katastrophe zeigt aber allein die Größe der Aufgabe ihrer künftigen Verhütung und keineswegs, daß diese unmöglich ist.

[1] Ich verabscheue die gemeine Menge und halte sie von mir fern.

[2] Eine Fundgrube zum Thema «Hegel und die Folgen» bildet das umfangreiche Werk von Christoph Steding «Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur», Hamburg 1938, das sich in unerhörten Ausfällen auch gegen die Schweiz richtet. Für Steding sind Hegel und Bismarck die bedeutendsten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, weil sie die politischsten sind. «Hegel ist der deutsche Gedanke», heißt es Seite 569. Es gibt Reichsträger und Reichsfeinde, zu welch letzteren sozusagen alle gehören, die Hegels Metaphysik der preußischen Ordnung ablehnen. Holländer und Schweizer haben durch ihre Absonderung vom Reich eine Flucht aus der Weltgeschichte vollzogen und siechen jetzt in körperlicher und geistiger Inzucht und Einhausung dahin. Das Reich ist Hegels Großstaat, Hitler sein heutiger Begründer. 1935 sieht Steding diesen zum erstenmal auf dem Bückeberg. «Ich sah Hitler», schreibt er in einem Brief, «Er ist richtig. Ich bin vollständig beruhigt. Er wird immer das Richtige tun. Daher Heil Hitler!» Und 1937 zu Berlin: «Anschließend Hitler und Mussolini im Stadion, während des großen Zapfenstreiches. Ich dachte an Hegels Wort vom Weltgeist zu Pferde, als er Napoleon vorbeireiten sah.» In der Schweiz, Holland und den nordischen Staaten fand Steding überall zum mindesten eine starke Hegel-Skepsis. Ich kann mir nicht versagen, hier noch einen längeren Passus aus seinem, übrigens bei allen schiefen Grobheiten leidenschaftlichen und fruchtbaren Buche folgen zu lassen (Seite 386): «Und so sind diejenigen Männer in den Niederlanden die eigentlichen Vertreter ihres Volkes, die ihre Söhne vor Hegel und der deutschen systematischen Philosophie warnten, in der sich der Bautrieb der Deutschen schon verwirklichte, als sie ihr politisches Gehäuse noch nicht aufführen konnten. So begriff Kuyper sich und die Niederlande richtig, als er Bismarck, und an anderer Stelle Hegel, als Vertreter satanischer Macht hinstellt. So ist Kierkegaard die einzig adäquate Antwort Dänemarks auf Hegel. Und so haben in Basel und Schweden und Norwegen die Männer ‚recht', die Hegel nicht begriffen . . .» Steding lebte jahrelang als Hegelkranker unter Gesunden und bemühte sich vergeblich, diesen ihre Krankheit sowie zugleich seine eigene Gesundheit zu beweisen.

[3] «Alle großen Ereignisse der Geschichte», sagt Oswald Spengler in seinem «Untergang des Abendlandes» (1922), «werden durch solche Wesen kosmischer Art getragen, durch Völker, Parteien, Heere, Klassen . . . Und hier ist es wieder eine Schicksalsfrage, ob solche Mengen in dem entscheidenden Augenblick ihrer höchsten Wirkungskraft einen Führer finden oder blind vorwärtsgetrieben werden, ob die Führer des Zufalls Menschen von hohem Range oder gänzlich bedeutungslose Persönlichkeiten sind.» (Ueber die Massenseele, II., Seite 24.) In den «Wesen kosmischer Art» spukt Hegel nach, gleich darauf nennt Spengler die Massen, die angeblich eine Seele haben, «Mengen», die bestimmt keine haben; an eine «Vorsehung» glaubt er an dieser Stelle nicht, sonst aber ist sein götterdämmerndes Werk voll davon.

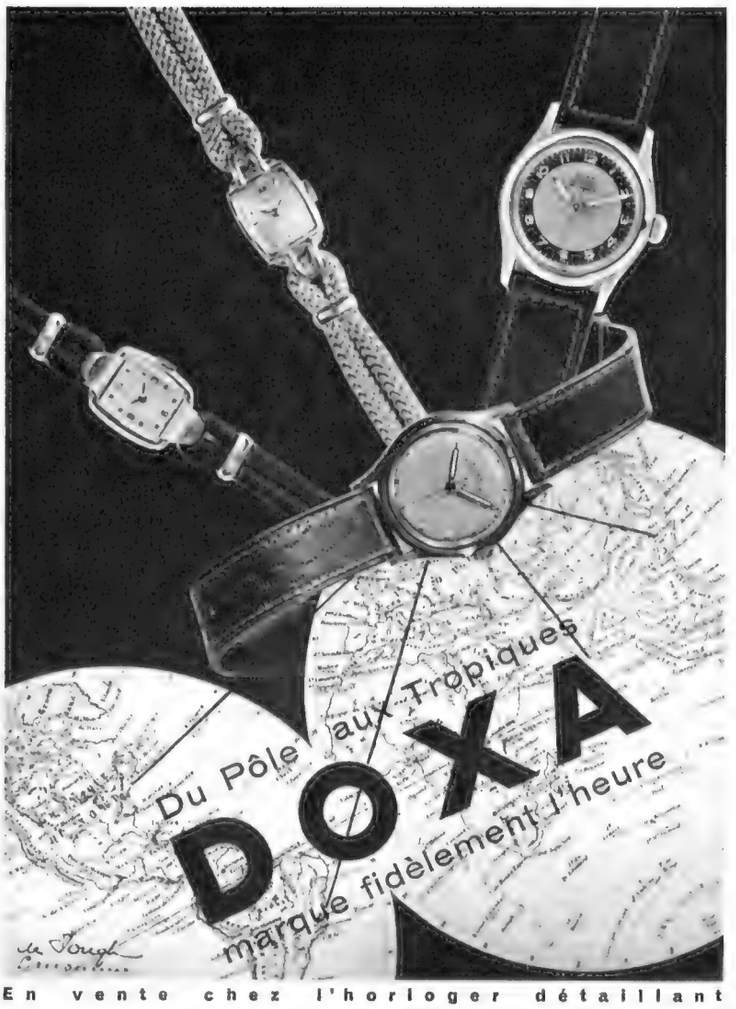
[4] Die Zeugnisse dafür, daß sich Millionen Einzelne in voller Bewußtheit zum Nationalsozialismus bekannten, sind unübersehbar. Erst in der Gebundenheit der Partei begannen sie sich «frei» zu fühlen. Ein geradezu drolastischer Beleg mag hier noch folgen. Le Bons Werk wurde von dem Juden R. Eisler ins Deutsche übersetzt, in der sechsten Auflage des Kröner-Verlages vom Jahre 1938 wurde dies selbstverständlich unterschlagen. Im Vorwort zu dieser Ausgabe erklärt Walther Moede, daß Le Bons Meinungen besonders für das Dritte Reich als überholt gelten müssen. Hier werde nämlich sichtbar, «wie eine Massenbewegung besonders wertvolle Kräfte zutage fördern kann, da ein verantwortungsbewußter und von sittlichem Wollen beseelter Führer der Masse zum bewußten Erleben ihrer tieferen, ewigen und unwandelbaren Gemeinschaft des Blutes, der Rasse und der Verbundenheit mit dem Heimatboden verhilft . . . Als eine organische Einheit, die mit ihrem Führer durch die Gemeinsamkeit des Blutes im Denken, Fühlen und Wollen zutiefst verbunden ist, *handelt sie frei und selbstverständlich nach seinem Willen. Die Anschauungen Le Bons haben für sie keine Gültigkeit mehr.*»

Wenn Gefahr droht!

Vom schweizerischen Samariterwesen

Wer hilft, wenn ein Unfall sich ereignet, wenn Menschen verletzt sind? Wer ist gewöhnlich am ehesten zur Stelle? Glücklich der Verunfallte, wenn der erste auf dem Platz ein Arzt ist, dann kommt er in berufene Hände. Das ist aber sehr oft nicht der Fall. Meistens sind es Laien, die als zufällige Zeugen eines Unfalls zuerst sich des oder der Verletzten annehmen. Nun kommt es aber sehr darauf an, wie die allererste Hilfe geleistet wird. Diese entscheidet bei schweren Verletzungen oft zwischen Leben und Tod. Das mögen die folgenden Beispiele beweisen:
Ein Metzgerbursche war mit dem «Ausbeinen» beschäftigt. Das Messer glitt ab und fuhr ihm in die Leistengegend, wo die Schlagader durchschnitten wurde. (Typische Metzgerverletzung.) Der junge Mann ahnte angesichts der spritzenden Blutung die Schwere des Falles, sprang hinaus, setzte sich auf sein Velo und fuhr zum Arzt. Doch durch die Bewegungen des Tretens pumpte er noch mehr Blut hinaus. Das bewiesen die Spuren auf der Straße. Vor dem Hause des Arztes angekommen, brach er ohnmächtig zusammen. Unglücklicherweise war dieser Arzt gerade nicht zu Hause. Es mußte einem andern telephoniert werden, der bald auf dem Platze erschien und sich des Unglücklichen annahm. Auf dem sofort angeordneten Transport ins Spital hat der Bedauernswerte sein junges Leben ausgehaucht. Man kann sagen, daß er selber in den Tod gerannt ist. Hätte er Kenntnisse der ersten Hilfe bei Unglücksfällen besessen, so hätte er sich an Ort und Stelle hingelegt, das Bein angezogen, und erste Hilfe wäre ihm rasch geleistet worden; denn eine Samariterin befand sich im Hause.

Ein Turner stürzte vom Reck und zog sich eine Verletzung der Wirbelsäule zu. Sofort eilten seine Kameraden zu Hilfe und probierten ihn wieder auf die Beine zu stellen. Das ging nicht, er sank wieder zusammen. Da er scheinbar nicht mehr atmete, machten sie mit seinen Armen Atemübungen. Diese «künstliche Atmung» war in diesem Falle falsch. Leider waren es keine kundigen Helfer, sonst hätten sie das nicht getan und hätten ihn auch nicht auf den Armen weggetragen, sondern auf einer starren, d. h. stabilen, möglichst nicht biegsamen Unterlage (Brett oder dergleichen). Der bald herbeigerufene Arzt ordnete die sofortige Ueberführung



En vente chez l'horloger détaillant

UNIVERSITÉ DE NEUCHÂTEL

FACULTÉ DES LETTRES
avec *Séminaire de français moderne* pour étudiants de langue étrangère

FACULTÉ DES SCIENCES
avec enseignement préparant aux divers types de licences, au diplôme de chimiste, au doctorat ès sciences ainsi qu'aux premiers examens fédéraux de médecine, pharmacie, art dentaire et art vétérinaire

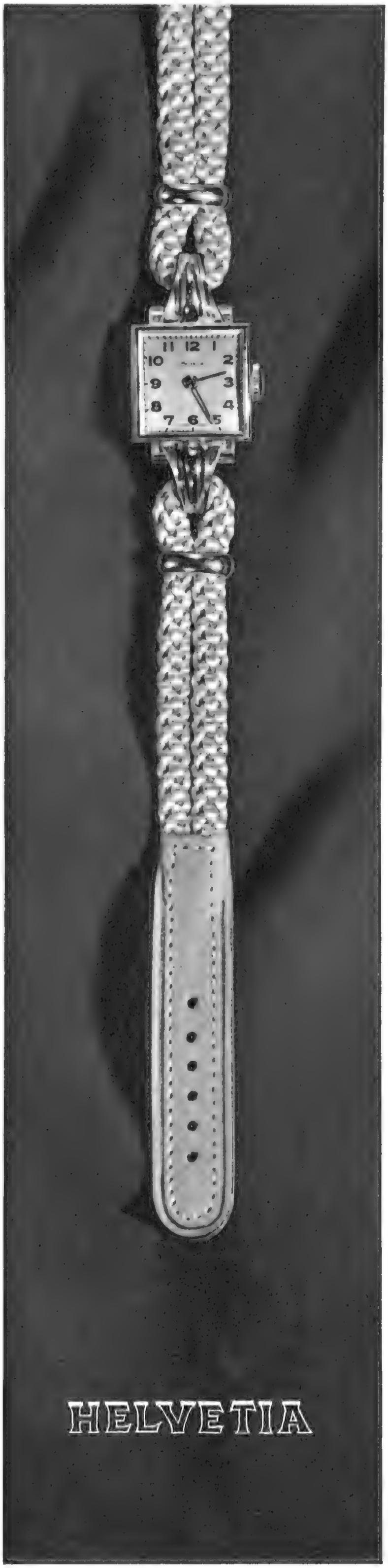
FACULTÉ DE DROIT
avec *Section* des *sciences commerciales, économiques* et *sociales*

FACULTÉ DE THÉOLOGIE

Du 15 juillet au 31 août 1945:

2 COURS DE VACANCES

(Cours de langue, de littérature et de civilisation française)
• *Réductions importantes* •
sur le prix des cours et sur les billets de chemin de fer
(Se renseigner au Secrétariat)



Die gute Uhr
Die Schweizer Marke

ins Spital an. Der untere Teil des Körpers war gelähmt. Nach zwei Tagen starb der junge Mann. Ob die ungeschickten Hilfeleistungen seiner Kameraden zur Verschlimmerung seines Zustandes beigetragen haben oder nicht, ist schwer zu beurteilen. Auf alle Fälle waren sie unrichtig und unnütz.

Anfangs dieses Jahres hat sich bei Moudon ein tragisches Unglück ereignet. Ein junger Bauer stieg zur Vornahme von Reinigungsarbeiten in eine leere Jauchegrube hinab. Als er nicht mehr erschien, ging sein Bruder ebenfalls hinab, um nachzusehen. Doch auch er atmete das in der Grube befindliche Schwefelwasserstoffgas ein und brach ohnmächtig zusammen. Ein dritter Bruder eilte zu Hilfe und dann noch sein Neffe. Schließlich wollte der alte Vater ebenfalls helfen und wäre bald auch noch zum Opfer geworden. Auf seine Hilferufe eilten Nachbarn herbei, die dann mit Seilsicherungen unter größten Anstrengungen die vier jungen Männer aus der Jauchegrube heraufholten. Alle Wiederbelebungsversuche waren leider umsonst. Vier junge, hoffnungsvolle Menschenleben konnten dem Tode nicht mehr abgerungen werden.

Solche Fälle beweisen, wie wichtig es für jedermann ist, sich Kenntnisse der ersten Hilfeleistung bei Unglücksfällen anzueignen. Diese sich zu erwerben, bieten die landauf, landab organisierten Samariterkurse Gelegenheit.
Jährlich führen die Sektionen des Schweizerischen Samariterbundes etwa vierhundert solcher Kurse durch, in welchen rund 10000 Personen unterrichtet werden. In regelmäßigen Uebungen der Samaritervereine wird das Gelernte vermehrt und vertieft, damit die Mitglieder jederzeit in der Lage sind, eine überlegte, ruhige und sichere erste Hilfe bei den Unfällen des täglichen Lebens zu leisten.
Die Samaritervereine haben auch für die Beschaffung von Sanitätsmaterial gesorgt. Es bestehen etwa 3000 Samariterposten, die zum Teil sehr reichlich mit Material dotiert sind. Außerdem unterhalten die Samaritervereine noch ungefähr 600 Krankenmobilienmagazine, aus welchen die verschiedensten für die Krankenpflege nötigen Gegenstände gegen bescheidene Mietgebühren ausgeliehen werden.
Zahlreiche Sektionen haben sodann ganz beträchtliche Reserven von Verband- und Transportmaterial speziell für den Kriegsfall angeschafft, die nun glücklicherweise nicht herangezogen werden mußten.
Mit der Wiederaufnahme des Automobilverkehrs wird mit einer starken Vermehrung der Verkehrsunfälle zu rechnen sein. Mit deren Besonderheiten sind die Samariter vertraut gemacht worden. Sie besitzen eine gute Anleitung in dem vom Schweizerischen Samariterbund herausgegebenen Merkblatt über das Verhalten der Samariter bei Verkehrsunfällen.
Ueberall lauert Unfallgefahr. Denken wir nur an die vielen Verletzungen bei der Ausübung zahlreicher Sportarten. Jeder Bergsteiger und Skifahrer, aber auch jeder Schwimmer und Radfahrer, um nur einige zu nennen, sollte sich der Verantwortung seinen Kameraden gegenüber bewußt und imstande sein, bei einem Unfall zweckmäßig zu helfen. Jedem Sportler kann es nur nützen, wenn er die Kenntnisse der ersten Hilfeleistung gründlich beherrscht.
Unglücksfälle großen Ausmaßes, wie Brandfälle, Explosionen, Eisenbahnunfälle, Katastrophen durch Naturgewalten (Lawinen, Bergrutsche, Ueberschwemmungen), können jederzeit sich ereignen, und für solche Fälle sind die Samaritervereine gerüstet. Sie haben Alarmorganisationen geschaffen, um innert kürzester Zeit ihre Mitglieder zu Hilfeleistungen aufbieten zu können.
In der Schweiz bestehen gegenwärtig nahezu 1200 Samaritervereine mit ungefähr 50000 Aktivmitgliedern. Auf dem Boden der Freiwilligkeit ist die ganze Organisation geschaffen worden. Wir dürfen ohne Ueberheblichkeit sagen, daß die Schweiz ein vorbildlich ausgebautes Samariterwesen besitzt, wie man es in andern Ländern nicht kennt.
Die Samariter sind sich ihrer Verantwortung gegenüber ihren Mitmenschen bewußt. Sollten es aber nicht alle Menschen sein? Es ist etwas Großes um diese Hilfsbereitschaft. Diese uneigennützigen Helfer und Helferinnen üben immer und immer wieder, nicht in der Hoffnung oder Erwartung, daß möglichst viele Unfälle passieren, aber aus dem Gefühl der Verantwortung heraus, um richtig helfen zu können, wenn Not am Mann ist.
Unsere Feuerwehren müssen ebenfalls üben, und sie tun es gewiß auch nicht in der Hoffnung, daß es möglichst viel brennt, sondern aus dem gleichen Gefühl der Verpflichtung heraus, im Notfalle zweckmäßig helfen zu können. Wer wollte die Verantwortung übernehmen, die Uebungen der Feuerwehr einzustellen oder sie gar abzuschaffen, weil während einer Reihe von Jahren in einer bestimmten Ortschaft keine Brandfälle sich ereigneten? Wohl niemand. Aus der gleichen Ueberlegung heraus dürfen die Samaritervereine nicht untätig bleiben, auch wenn nicht viele Unfälle geschehen. Unerwartet und plötzlich kann eine Katastrophe hereinbrechen. Deshalb gilt es, jederzeit bereit zu sein, für jede Hilfe.
Schon lange vor dem Krieg waren von der Leitung des Schweizerischen Samariterbundes die nötigen Vorbereitungen getroffen worden, um im Falle einer Mobilmachung sofort Tausende von Samariterinnen und Samaritern aufbieten zu können. Diese Vorbereitungen gehen bis auf den Anfang der dreißiger Jahre zurück. Als dann Ende August 1939 die Sturmglocken ertönten, waren die Samariterinnen und Samariter bereit. Schon mit den Formationen des Grenzschutzes rückten einige tausend Samariterinnen und Samariter ein zum Dienst in den Militärsanitätsanstalten (MSA.), den Sanitätszügen, verschiedenen andern Formationen und auch in den passiven Luftschutz. Als später die Ortswehren gebildet wurden, mußten auch diese neuen Formationen mit Sanitätspersonal dotiert werden. Wieder waren es die Samaritervereine, welche die nötigen Leute zu stellen hatten.

Die Hilfsbereitschaft unseres schweizerischen Samaritervolkes geht aber noch etwas weiter. Neben der ersten Hilfe bei Unglücksfällen machen Samariterinnen sich in der Krankenpflege nützlich. Sie opfern ihre Nachtruhe, um bei schwerkranken Mitmenschen hilfsbereit zu wachen. Auch finden wir willige, selbstlose Töchter an Krankenlagern alleinstehender Personen oder sehen sie einer übermüdeten Hausfrau in ihrer Arbeit helfen. Gemeindeschwestern sind oft dankbar, mit einzelnen Pflegen oder Nachtwachen bewährte Samariterinnen zu betrauen. In abgelegenen Gegenden, namentlich im Gebirge, sind erfahrene Samariterinnen unschätzbare Helferinnen der Aerzte, die sie besonders instruiert haben, um Einspritzungen zu machen oder andere ärztliche Anordnungen auszuführen. Dadurch können in strenger Zeit die Aerzte sich selber entlasten und die Zahl ihrer Besuche, die infolge der großen Distanzen manchmal sehr kostspielig sind, verringern, nicht zuletzt im finanziellen Interesse der Kranken selber.
Immer wieder finden sich opferwillige Samariterinnen und Samariter, die in Spitälern Blut spenden, um so mitzuhelfen, einen schwerverletzten oder schwerkranken Mitmenschen am Leben zu erhalten.

Ernst Hunziker

Der Gipfel des Ruhms

Ich kam nach langen Jahren des Schwelgens in Märchenbüchern und nachdem ich in unserem Hinterhof als Napoleon und Wellington unter dem Apfelbaum debütiert hatte, endlich dazu, etwas mehr Realismus in meine Abenteuer zu bringen.
Vom Wipfel des besagten Baumes aus konnte ich den großen, gerümpelreichen Hof von Mr. Fairbirn sehen, darin sich die andern Kinder, die Range von Sally inbegriffen, in wilden Jagden und mit Schreien, die wie Freudengeheul tönten, austobten.
Ich sprach mit Mama und Papa.
«Es ist jetzt nötig, daß auch ich wie die andern zum Spielen in den Hinterhof der Fairbirns gehe. Ich will nicht immer allein unter einem Baum sitzen.»
«So!» rief mein Vater aus. «Unter einem Baum saß einst ein Wissenschafter, der berühmt wurde, nachdem ihm ein Apfel auf den Kopf gefallen war. Es ist nicht nötig, anderswohin zu gehen, um berühmt zu werden.»
«Ich rede nicht vom Berühmtwerden. Ich möchte auch Sport treiben.»
«Du bist zu klein für die rauhen Spiele», sagte meine Mutter.
«Ich bin nicht klein», beharrte ich. «Ich sehe nur klein aus.»
«Laß ihn gehen», zuckte Vater schließlich die Achseln. «Wo wären wir, wenn die Mutter von Columbus ihren Sohn immer im Hinterhof gelassen hätte?»
Bei Fairbirns betrachteten sie mich mit Humor. Ich sei zu klein, sagten sie. Ich sei zu schmächtig. Ich hätte zu sehr Angst. Ich mußte jedem von ihnen mit meinen zehn Cents Taschengeld Eis kaufen, bevor ich die Erlaubnis erhielt, beim Fangens mitzuspielen.
Ich konnte nichts von dem, was die andern taten. Ich fürchtete mich, durch ein Loch im Boden auf das darunterliegende Heu zu springen. Ich konnte die Holzhaufen nur bis zu halber Höhe erklimmen, dann fiel ich wieder hinunter. Ich konnte nur fünf Schritte weit auf der hohen Mauer seiltanzen, als ich schon in den Tomaten des Nachbarn nebenan landete.
Da ich der schlimmste der Abenteurer war, mußte ich bestraft werden. Sie banden mich in der Boxe eines Pferdes namens Harry an. Das Pferd war groß und sehr zahm, aber auch das netteste Pferd hat es nicht gern, wenn man ihm einen kleinen Knaben an den Schwanz bindet. Besonders im Sommer, wenn die Fliegen so böse sind.
Die andern Kinder lachten schallend, als ich versuchte, Harry auszuweichen, der mich an die Wand zu drücken versuchte.
Endlich wurde ich befreit, unverletzt am Körper, aber schwer verletzt in der Seele.
«Diesen Kohlköpfen werde ich es eintränken!» sagte ich zu mir selber, als ich an diesem Abend wach im Bett lag. Ich betete zu Gott, er möge mir einen Engel schicken, der mir helfe, stark und mutig zu sein.
In der Sonntagsschule fragte ich meinen Lehrer, wie man mutig und stark werde.
«Dreiarmig ist derjenige, der Glauben hat», sagte mein Lehrer.
«Eh bien», ermutigte ich mich. «Dann werde ich Glauben haben.»
Jeden Abend sprach ich vor dem Spiegel zu mir selber. «Du hast Glauben. Du bist mutig und stark.»
Nach einem Monat dieser Methode, bei der mir niemand widersprochen hatte, entschied ich, daß ich nun genug Glauben habe.
Es kam, wie das immer der Fall zu sein pflegt, der richtige Moment.
Ich ging eben an der Kirche vorbei, als ich Sally und die andern traf.
«Harry, das Pferd, hat lange Zeit nach dir», sagte einer der Buben.
«Hat deine Mutter dir die Beulen geküßt, als du heimkamst?» fragte mich ein anderer.
«Vielleicht wächst er noch und wird ein Zwerg», äußerte sich Sally.
Ich ballte meine Fäuste, und meine Augen waren heiß.

Dieser wohnlich-komfortable Raum mit dem gemütlichen Sitzplatz am Fenster wurde zusammengestellt aus Simmen Polster- und Simmen Typen-Möbeln. Diese — ein Sekretär und ein Bücherschrank — sind in hellem Nußbaumholz ausgeführt.

SIMMEN
60 JAHRE SIMMEN

Die Traugott Simmen & Cie. AG. in Brugg, Zürich und Lausanne sieht ihre Aufgabe darin, ihren Kunden, im Rahmen ihrer Mittel, zu einem gediegenen Heim mit persönlicher Note zu verhelfen.

BRUGG: Telephon 41711
ZÜRICH: Uraniastraße 40, Telephon 256990
LAUSANNE: Rue de Bourg 47, Telephon 28992

Er sucht sein Glück, das Perpetuum mobile will er erfinden, einen Apparat, der sich dauernd bewegt, der Energie erzeugt, ohne durch irgendwelche Kraft getrieben zu werden. Er sucht, hofft auf den Glücksfall . . . — und geht an den Möglichkeiten des Alltags vorbei . . .

ZIEHUNG DER
LANDES-LOTTERIE
12. MÄRZ

Einzel-Lose Fr. 5.–, Serien zu 10 Losen unter dem „Roten Kleeblatt"-Verschluss Fr. 50.– (2 sichere Treffer), erhältlich bei allen Losverkaufsstellen und Banken. Einzahlungen an Landes-Lotterie Zürich VIII 27600

«Laß mich (ich sprach direkt zu Gott) etwas sehen, das ich tun kann. Mach mich plötzlich wunderbar. Ich werde sehr brav sein und den Batzen für die Kollekte nie mehr für Eis ausgeben.»

Plötzlich war es mir wie weiland Saul auf der Straße nach Damaskus, als er das weiße Licht sah.

Da stand er vor mir, der Kirchturm mit dem Kreuz auf der Spitze und den alten, starken Reben, in denen ein kleiner Junge mit Leichtigkeit hinaufklettern konnte, während sie für eine größere Person zu schwach und klein waren.

«Oho!» sagte ich und begann langsam in die Höhe zu klettern, während meine Peiniger mir voller Verwunderung zusahen.

Höher kletterte ich und hörte nur noch schwach die Angstrufe von drunten. Endlich kam ich zum Rande des Kirchturmdaches. Hier hörten die Reben auf, und es blieb nur noch eine Fläche von glatten Schieferplatten.

Ich zögerte. Dann wurde ich von einem merkwürdigen Gefühl erfüllt, als wenn ein Engel mich an meiner Sitzfläche schöbe und mir sagte, ich solle den Glauben nicht verlieren.

«Ich habe also einen Engel», sagte ich zu mir. «Der liebe Gott möchte wohl, daß ich bis zur Spitze hinaufklettere.»

Ich gelangte auch bis dort hinauf und sah von dort aus, daß ich über eine sozusagen glatte Glasfläche hinaufgeklettert war.

Drunten winkten und schrien meine Kameraden. Ich war sehr stolz. Es war wundervoll.

Bald aber wurde mir heiß, und ich hatte plötzlich großen Durst. Da beschloß ich, wieder talwärts zu steigen.

Aber das war, leider, nicht so leicht. Beim Aufstieg konnte man sich an die Ziegel klammern. Beim Abstieg aber bestand Gefahr, daß man ausglitt, da man vom Eigengewicht in die Tiefe gedrückt wurde.

Plötzlich wurde ich von Panik ergriffen und klammerte mich mit aller Kraft an das Kreuz.

«Lieber Gott», murmelte ich, «wirst du mich nun hinunterfallen und zu Rindsroulade werden lassen? Schick mir einen Boten. Vielleicht einen Raben mit einer Leiter in seinem Schnabel. Oder einen Adler, da man von einem Raben nicht erwarten kann, daß er eine Leiter trägt. Schick etwas, und ich werde dafür innert einer Woche zwanzig Psalmen auswendig lernen. Ich verspreche es dir.»

Das schien den Himmel offensichtlich in Bewegung zu bringen. Denn weit unten streckte Hochwürden McKintosh ihren Kopf aus dem Fenster der Studierstube. Mir wurde leichter ums Herz. Hier kam ein Sonderabgeordneter des lieben Gottes. Hochwürden würde sicher eine Lösung finden. Und richtig. Bald darauf hörte ich Glocken bimmeln und eine Sirene heulen.

Es war die Feuerwehr!

In denkbar kürzester Zeit kam die riesige Leiter zu mir herauf geglitten, und bevor ich nur daran denken konnte, wurde ich nach unten in Sicherheit gebracht.

Zurück am Boden, aber immer noch zitternd, weigerte ich mich, Fragen zu beantworten oder mit jemandem außer Pfarrer McKintosh zu sprechen.

«Was soll das bedeuten?» fragte er mich ärgerlich.

Die Aufregung hatte mich körperlich geschwächt, dafür aber meinen Geist geschärft.

«Mein Hirte», sagte ich (denn nur das machte ihm Eindruck), «es überkam mich ein großer Wunsch, dem Himmel näherzukommen. Es war wie bei St. Paul. Es war wie das weiße Licht. Glauben Sie mir. Ich kletterte so hoch ich konnte. Ist eine solche Tat nicht richtig?»

Er blickte nervös um sich. Man konnte sehen, daß sein Ruf auf dem Spiel stand.

«Nein, mein Kind», sagte er und tätschelte mich sanft auf den schwitzenden Kopf. «Nein. Dem Himmel näherzukommen, ist eine Sache der Seele. Es ist nicht nötig, auch den Körper mitzunehmen.»

Am andern Morgen verschlang ich eben meine Hafergrütze, als meine Mutter beim Frühstück einen ärgerlichen Laut vernehmen ließ.

«So etwas», sagte sie, während sie die Zeitung las. «Höre zu: ‚Unbekannter Knabe erklettert den Kirchturm. Auf dem Weg zum Himmel, erklärt er dem Pfarrer.' Dazu ist er erst zehn oder elf Jahre alt.»

Mein Vater lächelte und blies über seinen heißen Kaffee. «Vielleicht ist er verrückt», äußerte er sich.

«Ich glaube, der stammt eher aus einer Familie, wo ihm die Eltern weder Liebe noch Interesse beweisen, so daß er sich zu flüchten versuchte», sagte meine Mutter.

«C'est possible», stimmte mein Vater bei.

«Solche Eltern», fuhr meine Mutter gestreng fort, «sollte man ins Gefängnis stecken.»

«Was glaubst du, Bibi?» fragte mein Vater. «Du bist etwa im Alter dieses Wagehalses.»

«Ich? Oh . . . ich weiß nicht. Ich selber klettere nicht gern, weil mir schwindlig wird. Sage, Papa, wie ist der neue Film im Kino? Sieht man dort wirklich Hunde, die einen Salto mortale schlagen?»

Meine Mutter begab sich in die Küche.

«Das nächste Mal», flüsterte mir mein Vater zu, «nimmst du dann zu deinem Glauben auch noch eine Leiter und ein Seil mit, wenn du eine Demonstration veranstalten willst. Verstanden?»

«Ja», sagte ich und wurde sehr rot, während ich meine Nase tief in die Hafergrütze steckte.

Robert Fontaine im «American Mercury», New York.
Deutsche Fassung: Erwin Schnegg

«Kaufe erst,
wenn du geprüft hast»,

gab uns IMAM stets zum Geleite. Diesen Rat geben wir an unsere Kunden weiter, denn er ist wertvoll. - Ein mit Fachkenntnis zusammengestelltes Sortiment Orientteppiche aller Arten halten wir zu Ihrer Verfügung. - Bitte, überzeugen Sie sich, daß wir Ihnen Vorteile bieten

Teppichhaus

Schuster

Zürich, Bahnhofstr. 18, zwischen Paradeplatz und See

G. LABITZKE ERBEN

40 JAHRE

Labitzke Farben

LACKE DRUCKFARBEN

ZÜRICH-
ALTSTETTEN

vor Rissen

vor Nässe

schützt

Woly

Juchtenglanz

Seit Jahrzehnten bewährt

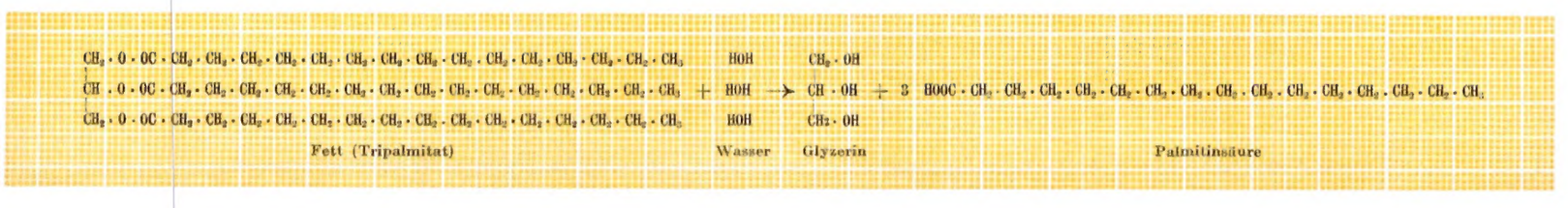
und heute erst recht geschätzt sind die praktischen Maggi-Bouillonwürfel. Verwenden Sie sie vor allem als Grundlage zur Bereitung von Gemüsesuppen und zum Abkochen von Gemüsegerichten.

HIER «SPALTEN» WIR DAS FETT

Alle Fette und Oele pflanzlicher oder tierischer Herkunft sind im Prinzip gleich zusammengesetzt: alle enthalten Glyzerin und Fettsäuren. Der Anteil an Glyzerin ist etwa 10 %. Die klassische Methode der Seifenherstellung besteht darin, daß die Fette und Oele mit kaustischer Soda behandelt, «verseift» werden. Das Glyzerin ist am Aufbau der Seifensubstanz nicht beteiligt und man gelangt deshalb auch zu den Seifen, wenn man den Fetten und Oelen vor der Verseifung das Glyzerin entzieht. Diese vorgängige Trennung des Glyzerins von den Fettsäuren nennt man «*Fettspaltung*». Bei Steinfels wird diese Operation nach modernsten Grundsätzen durchgeführt in einer Apparatur, die weit über die Grenzen unseres Landes hinaus ihresgleichen sucht. Sie war es, die während des Krieges große Mengen Glyzerin für alle möglichen Zwecke der Landesverteidigung lieferte. Ebenso große Mengen gehen als Pharmakopöeware in die chemische Industrie und in die Apotheken.

Gleich den Fetten und Oelen bestehen auch die Fettsäuren aus flüssigen und festen Anteilen. Mit den geeigneten Rohstoffen und unter hydraulischem Druck bis zu 300 Atmosphären lassen sich die flüssigen Fettsäureanteile von den festen trennen. So entsteht das blendendweiße *Steinfels-Stearin*, wie es der Kerzenfabrikation und weitgehend der Kosmetik dient, während der flüssige Anteil als «*Olein*» in der Textilindustrie sehr geschätzt wird.

Viele Oele und Fette sind von Natur aus farbig. Bei Steinfels werden sie in einer einzigartigen Destillationsanlage veredelt. Die damit erzeugten farblosen und bis zu 99 und 100 % reinen Fettsäuren ermöglichen die hohe Qualität der Steinfels-Produkte. Die beiden Hilfsbetriebe Fettspalterei und Fettsäuredestillation halfen mit, Steinfels zur führenden Seifenfabrik zu machen und ihr in der chemischen Industrie einen angesehenen Platz zu verschaffen.

FRIEDRICH
STEINFELS
ZÜRICH

DER GRÖSSTE
SEIFENPRODUZENT
DER SCHWEIZ